

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,  
Köln, Osnabrück

---

**April 4/2005**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Norbert Friebe Lehr mich die wahre Großmut ...	97
Johannes Schelhas Ich glaube an Gott	99
Werner Kleine Kinder finden ihren Glauben ...	105
Josef Herberg Junge Eltern und die Religion ihrer Kinder	111
Katharina Hartleib „Sie hätte ich hier aber nicht erwartet“	116
Paul Meisenberg Die Offenbarungskonstitution ...	118
Hermann-Josef Lauter OFM Der Sühnetod Jesu Christi	122
Leserbrief	125
Literaturdienst: Johannes Maria Steinke: Wie beten geht Baldur Hermans / Horst Großjung (Mitarb.): Ein Essener Martyrologium der Jahre 1940 bis 1945 Reinhold Malcherek: Liturgiewissenschaft im 19. Jh.	126

---

**PASTORALBLATT**

**Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Domkapitular i. R. Norbert Friebe, Bremer Str. 31,  
49179 Ostercappeln | Pfarrer Dr. Johannes Schelhas,  
Nikolausplatz 15, 50937 Köln | Dr. Werner Kleine,  
Goethestr. 64, 42327 Wuppertal | Dr. Josef Herberg,  
Pützfelder Weg 24, 53177 Bonn | Sr. Katharina Hartleib,  
Komödienstr. 49, 50667 Köln | Akad. O.-Rat Dr. Paul  
Meisenberg, Worringer Str. 57, 42119 Wuppertal |  
P. Hermann-Josef Lauter OFM, Franziskanerplatz 1,  
53879 Euskirchen

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-  
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof  
12, 49074 Osnabrück | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellen-  
straße 32, 50668 Köln | Domkapitular Martin Pietsch,  
Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin | Domkapitular Adolf  
Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof  
Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,  
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,  
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im  
J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1, 50668 Köln |  
Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro incl. MWSt.  
zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft 2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-  
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit  
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-  
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:  
Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln

Norbert Friebe

# Lehre mich die wahre Großmut ...

Wir sind in den österlichen Tagen wieder neu eingetreten in die Jüngerschaft Christ. Das folgende Gebet kann uns durch die Osterzeit begleiten.

**Ewiges Wort, eingeborener Sohn Gottes, lehre mich die wahre Großmut. Lehre mich dir dienen, wie du es verdienst, geben, ohne zu zählen, kämpfen, ohne meiner Wunden zu achten, arbeiten, ohne Ruhe zu suchen, mich einsetzen, ohne einen anderen Lohn zu erwarten als das Bewusstsein, deinen heiligen Willen erfüllt zu haben. (Gotteslob 5,3)**

Das Gebet wird dem hl. Ignatius von Loyola zugeschrieben und geht aus den Betrachtungen des Exerzitienbuches hervor. Man kann es verstehen als Antwort auf den Ruf des „freigebigen und menschenfreundlichen Königs“ Jesus Christus (Exerzitienbuch Nr. 94). Dieser Ruf ist Einladung, in Schicksalsgemeinschaft mit ihm, „zu suchen und zu retten, was verloren ist“ (Lk 19,10). Wer sich, und wenn erst anfänglich, danach sehnt, in Vertrautheit mit dem Herrn die Sendung Jesu fortzusetzen, wird dieses herausfordernde Gebet gern beten. Es weckt und lässt wachsen die besten Kräfte des Herzens.

**Ewiges Wort, eingeborener Sohn Gottes:** diese zwei Hoheitstitel stehen am Anfang des Gebetes. Er, der allein der Heilige, der Herr, der Höchste ist (vgl. das Gloria), kann zu solcher Ganzhingabe rufen und ermutigen.

**Lehre mich die wahre Großmut. Lehre mich dir dienen, wie du es verdienst.** Thomas von Aquin nennt die Großmut: Das Ausgeweitet-Sein der Seele auf das Große

hin. Der Blick auf den großen Gott, der in reichem, vollem, gehäuften Maß gibt (vgl. Lk 6,38) und auf den bis zum Ende liebenden Herrn Jesus Christus schließt das menschliche Herz auf, selbst groß und weit zu werden, Kleinlichkeit, Engherzigkeit, Knauserigkeit hinter sich zu lassen und eben diesem Herrn zu dienen, wie er es verdient.

Vierfach wird nun dieses großmütige Dienen beschrieben:

**Geben, ohne zu zählen:** Es geht darum, Dinge, Besitz, Zeit herzugeben, ohne dass die linke Hand weiß, was die recht tut (vgl. Mt 6,3), vor allem aber darum, sich selbst zu geben, loszulassen in den Dienst am anderen, worin immer er besteht, ohne zu fragen, was ich davon habe, ohne Angst, selbst zu kurz zu kommen – im Vertrauen auf die Zusage Jesu, dass uns alles dazu gegeben wird, wenn es uns zuerst um Gottes Reich und seine Gerechtigkeit geht (vgl. Mt. 6,33).

**Kämpfen, ohne meiner Wunden zu achten:** Jesus hat innere Kämpfe bestanden in den Versuchungen, die am Ölberg ihren Höhepunkt erreichten, ebenso die Konflikte von außen mit den Gegnern, den nicht verstehenden Jüngern, mit dem wankelmütigen Volk, er erlitt Enttäuschungen, innere Verletzungen und schließlich auch die äußeren Wunden, die Todeswunden. Wir bitten den Herrn, dass er uns helfe, die Spannungen in uns selbst auszuhalten, da der neue Mensch ein Leben lang mit dem alten im Kampf liegt – vgl. Röm 7, 14-25! Und in den Spannungen mit den Mitmenschen, da es gilt, das Böse durch das Gute zu besiegen (vgl. Röm 12,21), nicht mit gleicher Münze heimzuzahlen, nicht fanatisch und selbstherrlich zwischen Gut und Böse zu unterscheiden sich anzumaßen und eben auch die Verletzungen hin-

zunehmen, die dann entstehen, wenn wir uns nicht aus Konflikten heraushalten, keine faulen Kompromisse schließen, sondern der Wahrheit und Gerechtigkeit unsere Stimme leihen.

**Arbeiten, ohne Ruhe zu suchen:** Hier werden nicht die hektisch und pausenlos Beschäftigten gelobt, die mit Stille und Schweigen nichts anfangen können. Jesus hat sich vom Mitleid mit den Menschen immer neu zum Lehren und Heilen rufen lassen und dennoch Zeiten der Ruhe für sich und die Seinen gesucht (vgl. Mk 6, 30-34) und ebenso die Gebetsstunden vor dem Vater. Es geht um das Für-andere-da-Sein ohne Angst zu haben, verbraucht und ausgenutzt zu werden, das Hintanstellen eigener Bedürfnisse, wenn es – nach kluger Unterscheidung – die Menschen und die Situation erfordern.

**Mich einsetzen, ohne einen anderen Lohn zu erwarten, als das Bewusstsein, deinen heiligen Willen erfüllt zu haben.**

Wir denken an das Jesus-Wort im Johannes-Evangelium: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat“ (Joh 4,34). Das ganze Leben, die Spiritualität des hl. Ignatius ist geprägt von der Suche nach dem Willen Gottes. „Was soll ich tun?“ ist die große Leitfrage, die ihn führt: nie aus Eigenwilligkeit handeln, nie das tun, was gerade jetzt behagt, sondern das suchen und tun, was Gott will. Ignatius hat es erfahren und gibt es an seinen Orden und in den Exerzitien weiter: Der Wille Gottes lässt sich durch den Leitstrahl der inneren Freude, des Trostes finden. Und hierhin liegt auch der einzig wahre „Lohn“ für den, der sich in wahrer Großmut einsetzt.

Wenn wir zum Herrn gehen, um still vor ihm zu sein und anzubeten, werden wir auch immer wieder erbitten, dass er uns neu zeige und lehre, in Großmut und Dienstbereitschaft für ihn und für die Menschen da zu sein.

**Liebe Leserinnen und Leser,**

einigen Grundartikeln unseres Credo geht **Pfarrer Dr. Johannes Schelhas**, bis 2003 zuständig für die Ausbildung der Gemeindeferent(inn)en in Magdeburg in Dogmatik und Fundamentaltheologie, seit 2003 Habilitand an der Uni Bonn, nach. Zu Recht stellt er über seinen Beitrag Josef Piepers Wort: „Die fundamentalen Wahrheiten müssen, damit sie ihre Fruchtbarkeit nicht verlieren, immer neu bedacht werden.“

**Pastoralreferent Dr. Werner Kleine**, Referent für Gemeinde- und Citypastoral im Stadtdekanat Wuppertal, beschreibt den Weg, wie Kinder ihren Glauben finden, und stellt damit deutlich die Aufgabe heraus, die Auskunfts-fähigkeit der Eltern zu stärken.

Dem gleichen Themenbereich widmet sich unter dem Gesichtspunkt eines Projektes, das vorgestellt wird, **Dr. Josef Herberg**, Leiter des Katholischen Bildungswerks der Erzdiözese Köln in Bonn.

Von den Erfahrungen mit einem Informationsstand der Kölner Bistumsstelle „Berufe der Kirche“ auf dem Berufsbildungsforum Rheinland berichtet **Sr. Katharina Hartleib**, die als Mitarbeiterin der Diözesanstelle Ansprechpartnerin für die Jugendlichen war.

Angestoßen durch das 40jährige Jubiläum des Abschlusses des Zweiten Vatikanischen Konzils ruft **Dr. Paul Meisenberg**, Akademischer Oberrat an der Gesamthochschule Wuppertal, die Offenbarungskonstitution in Erinnerung.

**P. Hermann-Josef Lauter OFM** schließlich, der frühere Schriftleiter des Pastoralblatts, unterstreicht in seinem Schlussbeitrag noch einmal die Bedeutung des Sühnetodes Jesu Christi.

Eine spannende Lektüre wünscht Ihnen  
Ihr



Gunther Fleischer

# Ich glaube an Gott

## Der Gott, an den Christen glauben

---

„Die fundamentalen Wahrheiten müssen, damit sie ihre Fruchtbarkeit nicht verlieren, immer neu bedacht werden.“<sup>1</sup> Eine solche Forderung erhebt der Philosoph Josef Pieper (1904–1997) in seinem 1953 abgefassten Traktat über die Gerechtigkeit. Sie hat an Aktualität nichts eingebüßt. Zu den ersten Wahrheiten des Christlichen gehört die Aussage: „credo in Deum – ich glaube an Gott“. Diese Aussage soll im Folgenden aufs Neue bedacht werden. Das Nachdenken über das christliche Credo geschieht in der Gegenwart verstärkt im Kontext der monotheistischen Weltreligionen. Am Verständnis des einen Gottes sowohl im Judentum als auch im Islam hat sich die christliche Weise, diesen Gott zu bekennen, bewährt. Ziel der Ausführungen ist es, das spezifisch Christliche im Glauben an den einen Gott hervorzuheben.

Im Glauben richtet sich der Mensch auf Gott aus, von dem er angezogen wird. Mit Juden und Muslimen verbindet die Christen der Glaube an den einen und einzigen Gott. In den Beschlüssen des Zweiten Vatikanischen Konzils wird der ältere jüdische und jüngere islamische Gottesglauben ausdrücklich mit dem christlichen Gottesglauben verbunden.<sup>2</sup> Die Nähe zum christlichen Glauben wird in konzentrischen Kreisen beschrieben: dem Judentum folgt der Islam. Folglich ist die Übereinstimmung zwischen Muslimen und Christen geringer als diejenige zwischen Juden und Christen. Die Differenz zwischen Juden und Christen wird besonders in der Christologie, der Pneumatologie und in der Trinitätstheologie deutlich. Jesus, der Christus, die Personalität des Heiligen Geis-

tes und die Wesenseinheit der Trinität sind einerseits Steine des Anstoßes im interreligiösen Dialog, doch sie können andererseits die „christlich Glaubenden“ zur stärkeren Einsicht in ihren Glauben führen.

### 1. Die Rede vom Bild und das Zerschlagen aller Bilder

Jesus Christus ist nach dem Zeugnis des Neuen Testaments das „Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15). Er ist dies als der Sohn, der inkarnierte Logos. Der Evangelist Johannes lässt Jesus sagen: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9). Zwischen Vater und Sohn besteht demzufolge eine geheimnisvolle Identität. Die Glaubenden sind nach Röm 8,29 dazu bestimmt, an der Bildgestalt des Sohnes Gottes teilzuhaben. Dies geschieht auf dem Weg der Nachfolge Christi und äußert sich in der Übernahme einer konkreten Sendung.

Wie ein Widerspruch zu diesen Aussagen erscheint das zweite Wort des Dekalogs, das die Herstellung von Gottesbildern verbietet: „Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgendetwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde“ (Ex 20,4; vgl. Dtn 5,8). Die neuere exegetische Forschung hat gezeigt, dass das Verbot zunächst innerhalb seiner eigenen Geschichte betrachtet werden muss.<sup>3</sup> Es lässt sich nicht allein als Abgrenzung gegenüber anderen zeitgenössischen Gottesvorstellungen ansehen, sondern muss vor allem in den Gesamtzusammenhang der Offenbarung des Gottes Israels und der Völker gestellt werden. Nicht übersehen werden darf, dass die Bildzerstörung auch den Blick auf die Unverfügbarkeit Gottes ermöglicht hat.<sup>4</sup> Damit konnte sich ein Freiraum auftun, in dem es erlaubt war, sich Gott in kindlicher Vertraulichkeit und Offenheit zu nähern und ihn Abba zu nennen, wie Jesus es getan hat.

Zu der vom Neuen Testament ausgehenden Rede vom Bild hat die Tradition der Kirche einen weiteren Aspekt hinzugefügt: kein menschliches Bild kann Gott angemessen ausdrücken. Wo mit dem Bild über Gott ver-

fügt wird, ist das Bild kein Bild Gottes. Die Bilder und Vorstellungen der Menschen von Gott müssen vor der Realität des je größeren Gottes zerbrechen. Zwischen Gott und Mensch besteht bei aller Ähnlichkeit eine noch größere Unähnlichkeit. Auf dem Vierten Laterankonzil von 1215 wird über das Verhältnis zwischen Schöpfer und Schöpfung ausgeführt: „Von Schöpfer und Geschöpf kann keine Ähnlichkeit ausgesagt werden, ohne daß eine größere Unähnlichkeit zwischen ihnen festzustellen wäre.“<sup>5</sup>

Die praktische Bedeutung dieser theologischen Grundaussage kann ein Wort des russischen Dichters Leo Tolstoi erschließen: „Wenn dir der Gedanke kommt, dass alles, was du über Gott gedacht hast, verkehrt ist und dass es keinen Gott gibt, so gerate darüber nicht in Bestürzung. Es geht allen so. Glaube aber nicht, dass dein Unglaube daher rührt, dass es keinen Gott gibt. Wenn du nicht mehr an Gott glaubst, an den du früher glaubtest, so rührt das daher, dass in deinem Glauben etwas verkehrt war, und du musst dich bemühen, besser zu begreifen, was du Gott nennst. Wenn ein Wilder an seinen hölzernen Gott zu glauben aufhört, so heißt das nicht, dass es keinen Gott gibt, sondern nur, dass er nicht aus Holz ist.“<sup>6</sup> Die Vorstellungen, die sich die Glaubenden von Gott verschaffen, bedürfen der ständigen Korrektur und Erweiterung. Es kommt darauf an, sich ihrer Vorläufigkeit und Hinfälligkeit bewusst zu werden. Das Zerbrechen bildhafter Vorstellungen von Gott ist ein Kennzeichen des Wachstums auf dem Weg des Glaubens.

## 2. Ein wirkender Gott

Der Gott der Heiligen Schrift nennt sich selbst der Seiende, „der ‚Ich – bin – da‘“ (Ex 3,14). Martin Buber übersetzt die Stelle: „Ich werde da sein, als der ich da sein werde.“<sup>7</sup> Er hebt damit eher das dynamische Element hervor, die Wirkmächtigkeit Gottes: Gott handelt an seinen Geschöpfen. Als solcher hat er sich Mose im brennenden Dornbusch geoffenbart; als solcher hat er immer wieder

in die Geschichte seines Volkes eingegriffen. Vor allem die griechischen Kirchenväter und zahlreiche orthodoxe Theologen werden nicht müde, darauf hinzuweisen, dass man aus Gott keinen Begriff machen darf, noch sich von ihm eine Vorstellung verschaffen, noch ihn sichtbar entdecken kann. Im Bild ausgedrückt: Nur rückwärts zu ihm gewandt fortschreitend, lässt er sich bei aller Wahrung des Abstandes finden. Auf die Bitte des Mose, die Herrlichkeit Gottes schauen zu dürfen, entgegnet ihm Gott: „Ich will meine ganze Schönheit vor dir vorüberziehen lassen und den Namen des Herrn vor dir ausrufen. ... Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben“ (Ex 33,19f). Aus seiner Transzendenz, seinem Anderssein heraus offenbart sich Gott und teilt sich mit, ohne dieses aufzugeben. Verehrung und Gebet sind für die Glaubenden die rechte Weise, an den heiligen Gott heranzutreten.

Es wurde versucht, den Ursprung des Wortes Gott zu finden.<sup>8</sup> Mehrere Termini dürften zugrunde liegen: Die einen nahmen *tithémi* – „anordnen“ für den Ursprung an, andere leiteten ihn von *theo* – „laufen“, „Quelle der Bewegung“ her, wieder andere ließen ihn von *aithein* – „brennen“ herrühren. Im Anschluss an die biblische Überlieferung lässt sich das Wort Gott mit einer Vorstellung von Heiligkeit verbinden, welche den Menschen in Schrecken versetzt. „Gerade das ist so erschreckend am Befehl Gottes, der vom Menschen verlangt, heilig zu sein, daß es sich nicht um sittliches Gleichsein, sondern um ontisches Entsprechen handelt.“<sup>9</sup> Bereits aus dem Wort Gott ergibt sich für die Glaubenden ein Auftrag, nämlich die Aufforderung, Gott seinhaft zu entsprechen.

Doch das Wort Gott ist „das beladenste aller Menschenworte“ (Martin Buber).<sup>10</sup> Es wird vielfältig missbraucht: „Menschen schufen sich und anderen Bilder von Gott als kleinlichem Buchhalter, quälendem Leuteschinder, überforderndem Leistungsgott, strenger Überwachungsinstanz, unbarmherzigem Richter, willkürlichem Tyrann und Despot, Vernichter des Lebens und Inbegriff des Todes“.<sup>11</sup> Aber auch hier gilt: der Miss-

brauch verbietet nicht den guten Gebrauch. Die Glaubenden können das Wort Gott gebrauchen, drückt es doch bei aller Ähnlichkeit zum Bezeichneten eine weit größere Unähnlichkeit aus. Somit muss die „Beladenheit“ des Wortes Gott nochmals der Korrektur der Vorstellung von der Beladenheit dieses Wortes unterzogen werden.

### 3. An Gott glauben

Die Weise, christlich an Gott zu glauben, übersteigt die Annahme eines geistigen Grundes der Welt. Die zentrale Glaubensaussage lautet nicht: „Ich glaube etwas“, sondern „Ich glaube an dich, Gott“. Glauben bedeutet: dem lebendigen Gott begegnen. Das Verb glauben wird in seiner theologischen Bedeutung auf dreifache Weise verwendet. Der konkrete Bezug muss beachtet werden:<sup>12</sup>

1) Mit einem Akkusativobjekt wird ein Glaubensinhalt ausgesagt: *Credere aliquid* = etwas glauben. *Credo Deum* = ich glaube, dass Gott ist (existiert); Gott ist Inhalt des Glaubens.

2) Mit einem Dativobjekt wird die Gewährsperson bezeichnet, auf deren Zeugnis hin ein Inhalt geglaubt wird: *Credere alicui* = jemandem glauben. *Credo Deo* = ich glaube Gott (dass er mein Heil ist); Gott ist Grund des Glaubens und Autorität, die sich selbst bezeugt.

3) Einzigartig und nur theologisch-christlich möglich ist die Verwendung mit der Präposition: glauben an. *Credere in aliquem* = an jemanden glauben. *Credo in Deum* = ich glaube an Gott (der mein Heil ist); nur Gott ist Ziel des Glaubens. Damit wird die bedingungslose Übereignung, ein abgrundtiefes Vertrauen angedeutet, was nur in Bezug auf Gott möglich ist. Im Ausdruck *credere in* wird das Spezifische des christlichen Glaubensaktes hervorgehoben. Dafür gibt es in der antiken Welt keine Anknüpfungspunkte. Der Ausdruck *credere in* „setzt nämlich eine Offenbarung Gottes über sich selber und ihren Höhepunkt in Christus voraus.“<sup>13</sup> Die Einzigartigkeit dieses Glaubens zeigt sich im persönlichen Suchen und Gehen eines We-

ges sowie im Bekenntnis, „und all dies kann nicht auf ein Geschöpf abzielen.“<sup>14</sup>

### 4. Vater - Sohn - Geist

In der Zahlensymbolik des Christentums spielen die Eins und die Drei eine wichtige Rolle. Die Eins ist der Ursprung und der Ausgangspunkt von allem.<sup>15</sup> Alles geht von ihr aus. Sie steht für das ungeteilte Ganze und für Unveränderlichkeit. Die Eins ist ferner die Zahl des Lichtes und des Lebens. Die Drei ist eine geheimnisvolle Zahl. Sie bezeichnet Geschlossenheit und Ausgewogenheit. Sie ist die Zahl der Vollkommenheit. Im Mittelalter wird die Drei „*numerus perfectus*“ genannt. Dies hängt damit zusammen, dass alle irdischen Wesen dreidimensional strukturiert sind. Wenn etwas Länge, Breite und Tiefe hat, erhält es einen räumlichen Charakter und kann mit den Sinnen wahrgenommen werden. Mittels der Drei kann die erfahrene Wirklichkeit gegliedert werden: die menschliche Person ist eine Einheit von Körper, Seele und Geist.

Gewiss darf man die Zahlensymbolik für die Anwendung auf die Theologie nicht überschätzen. Doch auch die anderen Denkschemata sind begrenzt und ebenso wenig hilfreich, die göttliche Wirklichkeit erschöpfend zu beschreiben. Wie Gott wirklich ist, entzieht sich (noch) unserer Kenntnis; „*wir werden ihn sehen, wie er ist*“ (1 Joh 3,2).

Die Rede von den drei göttlichen Personen im Christentum, von Vater, Sohn und Heiligem Geist, ist die Gott angemessene Rede. Einheit und Gliederung, Vielfalt, in Gott kommen darin zum Ausdruck. Augustinus führt dazu aus: „Wir reden von ‚drei Personen‘, nicht weil wir damit der Wirklichkeit genügen könnten, sondern um nicht ganz verstummen zu müssen ... Durch beliebige, durch alle möglichen Worte soll der [menschliche - J. S.] Geist allmählich hingeführt werden zu dem, was nicht in Worten faßlich ist.“<sup>16</sup> Eine solche Rede von Gott ist auf Grund der Offenbarung und Mitteilung Gottes möglich. In ihr bekennt der Mensch das Geheimnis des je größeren

Gottes. Dies wird im Glaubensbekenntnis von jeder der drei göttlichen Personen entfaltet.

a) *Vater, der Schöpfer des Himmels und der Erde*

Wenngleich auch der Sohn und der Heilige Geist in der Schöpfung am Werk sind, wird das Werk der Schöpfung vorrangig dem Vater-Gott zugeschrieben. Dies meint nicht nur ein besonderes Handeln Gottes vor Grundlegung dieser Welt und an ihrem zeitlichen Anfang, sondern ein beständig-kontinuierliches erhaltendes Schaffen. Es bezieht auch das endzeitliche Neuschaffen von Himmel und Erde ein.

Karl Rahner hat in einer Untersuchung zum ursprünglichen Gebrauch von ‚Theos im Neuen Testament‘ herausgearbeitet, dass mit θεός von einigen Ausnahmen abgesehen Gott, der Vater, die erste Person der Trinität, bezeichnet wird.<sup>17</sup> Daraus ergibt sich, dass das Wort θεός im Neuen Testament kein Wesens-, sondern ein Personbegriff ist. Gott wird als Vater duhaft angesprochen. Mit ihm wird gesprochen, nicht über ihn. Erst in späterer Zeit ist das Wort Gott auch zu einem Wesensbegriff geworden.

Nach der Schriftaussage von Joh 14,9 („Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen.“) steht der Sohn vor dem Vater. Der Vater tritt mit seinem Antlitz hinter Christus zurück und verhüllt sich ganz in ihm. Insofern bleibt der Vater in der Schöpfung unbekannt.

b) *Jesus, der Christus – der ewige Logos, der einzige Sohn Gottes, unser Herr*

„Jesus ist Herr“ (1 Kor 12,3). In diesem Bekenntnis lassen sich die Aussagen des Neuen Testaments über die Person Jesu bündeln. Der Christus-Titel kann daher auch als Summarium der Verkündigung über Jesus von Nazaret angesehen werden, wenngleich er nicht ausschließlich dem erhöhten Herrn zugeordnet ist und deshalb dem irdischen Jesus auch nicht entgegengesetzt werden darf. Aus Mt 11,27 („Mir ist von meinem Vater alles übergeben worden; niemand

kennt den Sohn, nur der Vater, und niemand kennt den Vater, nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will.“) geht hervor, dass Jesus nach dem Zeugnis des ersten Evangelisten von sich selbst in einmaliger Weise als Sohn spricht. Er ist der einzige Sohn Gottes, der den unsichtbaren Vater erschlossen hat (Joh 1,18).

Die theologisch-kirchliche Lehre über Jesus Christus hat durch die griechisch-philosophischen Denkkategorien eine auch für die Gegenwart angemessene Tiefe und Differenziertheit erlangt. Die dogmatisch-theologischen Formulierungen der großen ökumenischen Konzilien des ersten Jahrtausends erschließen sich aus der Heiligen Schrift. Die Verdolmetschung in die Sprache der Hellenen kann als Inkulturation angesehen werden. Aufgrund der normativen Verbindlichkeit der dogmatischen Konzilsbeschlüsse setzt diese Inkulturation Maßstäbe für alle späteren Weisen der Inkulturation des Evangeliums.

Eine entscheidende Klärung und Läuterung erhielt der Glaube im 4. Jahrhundert in der Abwehr der Irrlehre des Arius (um 260 oder 256 – ca. 336). Dieser leugnete die Göttlichkeit des Logos (und des Heiligen Geistes). Demgegenüber hält die Kirche seit dem Konzil von Nizäa (325) daran fest, dass der Logos „wesensgleich dem Vater“<sup>18</sup> (auch: wesenseins, homo[logusios]) ist. Der Logos ist somit kein Zwischenwesen, sondern ganz Gott, eben Sohn Gottes. Diese Glaubensaussage wird auf den späteren Konzilien der frühen Kirche weiter entfaltet.

c) *Heiliger Geist, der Herr und Lebensspender*

Im Glaubenssymbol der Traditio Apostolica Hippolyts (um 215) findet sich die Formulierung: „Glaubst du an Gott (in Deum), den allmächtigen Vater? Glaubst du an Christus Jesus (in Christum Iesum)?“ Dann aber heißt es: „Glaubst du im Heiligen Geist (in Spiritu Sancto)?“<sup>19</sup> In den ersten beiden Satzgliedern drückt die Präposition in (c. acc.) jeweils die Bewegung, die Richtung des Glaubens auf Gott, den Vater, hin und auf seinen Sohn Je-



sus Christus aus. Bei der Aussage über den Heiligen Geist kennzeichnet die Präposition in (c. abl.) das Milieu, in welchem der Glaube an den Vater und an Jesus Christus vollzogen wird, nämlich im Heiligen Geist.<sup>20</sup> Der Geist – allein er – ist der Raum, das Medium, in welchem sich der Glaube an Gott und an Christus vollzieht.

In der Heiligen Schrift erscheint der Heilige Geist als Kraft zur Verkündigung und zum Bekenntnis. Sein Personsein und seine Göttlichkeit wurden erst zum Thema konziliarer Entscheidungen, nachdem die ersten großen christologischen Auseinandersetzungen gelöst worden waren. Auf dem ersten Konzil von Konstantinopel (381) wird der Heilige Geist weder „Gott“ noch „wesenseins“ mit dem Vater und dem Sohn genannt. Im Glaubensbekenntnis des Konzils von Konstantinopel heißt es: Der Heilige Geist ist „Herr und Lebensspender, der aus dem Vater hervorgeht, der mit dem Vater und dem Sohne mitangebetet und mitverherrlicht wird, der durch die Propheten gesprochen hat.“<sup>21</sup> Ausgangspunkt der theologischen Argumentation ist das Sakrament der Taufe und das Geschenk des neuen Lebens in Christus, also die Glaubenserfahrung der Getauften.

Der Heilige Geist ist nicht erst an Pfingsten in die Welt gekommen. Gregor von Nazianz (um 275 – um 390) führt über das Wirken des Heiligen Geistes in der Geschichte aus: „Der Geist wirkte zuerst in den Engeln und den himmlischen Mächten und in den Gewalten, die nach Gott die ersten sind und ihm nahe stehen. ... Danach wirkte er in den Patriarchen und Propheten, von denen die einen Gott schauten und erkannten, die anderen Zukünftiges vorauswußten, da sie unter der Führung des Geistes im Künftigen lebten, als sei es schon gegenwärtig. Dieser Art ist die Macht des Geistes. Darauf wirkte der Geist in den Jüngern Christi – ich übergehe Christus selbst.“<sup>22</sup> Der Geist Gottes erweist sich als die treibende Kraft der Geschichte. Dies wird in der Lebenspraxis zahlreicher Menschen deutlich, auch von Menschen, die vor Christus lebten.<sup>23</sup> Für die Endzeit wird die Aus-

gießung des Geistes Gottes auf alle Menschen angekündigt.<sup>24</sup>

## 5. „und die ... Kirche“

Der Glaube richtet sich auf den dreieinen Gott. Auf die Erwähnung des Heiligen Geistes folgt umgehend die Kirche. Im nicäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis, dessen Grundtext auf das alte Jerusalemer Tauf- und Glaubensbekenntnis zurückgeht, heißt es: „Ich glaube ... die eine heilige katholische und apostolische Kirche (credo ... unam sanctam catholicam et apostolicam Ecclesiam).“<sup>25</sup> Und im Apostolischen Credo bekennen wir: „Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige katholische Kirche.“ So stellt sich die Frage, ob wir an die drei göttlichen Personen und *an* die Kirche glauben.

In der lateinischen Fassung des Credo heißt es: Credo ecclesiam – ich glaube die Kirche. Die Kirche ist nicht zufällig mit dem Heiligen Geist verbunden. Im Credo wird sie als erstes Werk des Heiligen Geistes bezeichnet. Weder von der Kirche noch von irgend einem anderen Werk Gottes, wie der Gemeinschaft der Heiligen, der Vergebung der Sünden, der Auferstehung der Toten und dem ewigen Leben, wird gesagt, dass wir *daran* glauben. In seinen Betrachtungen über die Kirche führt Henri de Lubac aus: „Wenn wir sagen: ‚Ich glaube *die* heilige katholische Kirche‘, bekennen wir nicht unseren Glauben ‚an‘ die Kirche selber, sondern nur an ihre Existenz, ihre übernatürliche Wirklichkeit, ihre Einheit, ihre Wesensmerkmale. ... [Wir bekennen], daß der Heilige Geist die Kirche gestaltet hat, daß sie ‚sein eigenes Werk‘ ist, das Werkzeug, mit dem Er uns heiligt. Wir erklären, daß wir durch sie ... an der Gemeinschaft der Heiligen teilnehmen. ... Schließlich glauben wir, daß diese Kirche nicht für sich selber, sondern für Gott besteht. Mit allem anderen ist sie in den herrlichen Worten beschlossen, mit denen das Symbol im Antiphonar von Bangor ausklingt: ‚Haec omnia credo in Deum. [Das alles glaube ich in Bezug auf/in Gott.] Amen.“<sup>26</sup> Die Kirche als die

Himmel und Erde verbindende Gemeinschaft der Glaubenden wird verstanden als Teilhaberin am Leben des dreieinen Gottes. Dazu bedarf es einer Sicht von der Kirche, die nicht ausschließlich auf das empirisch Sichtbare und das soziologisch Erfassbare in der Welt blickt.

Die Grundhaltung des Glaubens an Gott ist *die* Antwort auf die Existenz Gottes schlechthin. In Freiheit richten sich die Glaubenden auf den dreieinen Gott aus, der sie ins Leben gerufen hat, der sie erhält und heiligt und durch den sie vollendet werden. Die Offenbarung dieses Gottes – als Vater – in Jesus Christus, seinem Sohn, und im Heiligen Geist ist einzig und einzigartig. Sie unterscheidet sich demzufolge vom Verständnis der Offenbarung Gottes im Judentum und im Islam. Hinsichtlich der Aneignung der Offenbarung gilt nicht allein nach christlichem Verständnis: Kein Mensch kann die Offenbarung Gottes adäquat erfassen. Aber sie ist den Glaubenden zur Annahme geschenkt. „Christlich glauben bedeutet unsere Existenz als Antwort verstehen auf das Wort, den Logos, der alle Dinge trägt und hält. Er bedeutet Jasagen dazu, dass der Sinn, den wir nicht machen, sondern nur empfangen können, uns schon geschenkt ist, so dass wir ihn nur zu nehmen und uns ihm anzuvertrauen brauchen. Dementsprechend ist christlicher Glaube die Option dafür, dass das Empfangen dem Machen vorangeht ... Christlicher Glaube ... bedeutet die Option dafür, dass das Nichtzusehende wirklicher ist als das zu Sehende. Er ist das Bekenntnis zum Primat des Unsichtbaren als des eigentlich Wirklichen, das uns trägt und daher ermächtigt, mit gelöster Gelassenheit uns dem Sichtbaren zu stellen.“<sup>27</sup> Durch das Bedenken der fundamentalen Wahrheit des christlichen Glaubens kann dieser selbst gestärkt werden. Seine Fruchtbarkeit zeigt er auch in der Aneignung der spezifischen Glaubensinhalte, vor allem aber in deren Umsetzung – in der Geduld zu glauben.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Zit. nach: J. Pieper: Über die Schwierigkeit, heute zu glauben. Leipzig 1978, 12.
- <sup>2</sup> In Bezug auf das Judentum: LG 16, NA 4, vgl. Röm 9–11; in Bezug auf den Islam: LG 16; NA 3.
- <sup>3</sup> Zum Folgenden: C. Dohmen: Bild, Bilderverehrung, Bilderverbot, Bilderstreit: II. Biblisch, in: LThK<sup>3</sup> II (1994), 441ff.
- <sup>4</sup> H. Verweyen: Warum Sakramente?. Regensburg 2001, 61f.
- <sup>5</sup> „Inter creatorem et creaturam non potest similitudo notari, quin inter eos maior sit dissimilitudo notando“ (DH 806).
- <sup>6</sup> Zit. nach: F. Reintgen/K. Vellguth: Menschen – Leben – Träume. Der Firmkurs. Werkbuch. Freiburg i.Br. <sup>3</sup>2001, 72.
- <sup>7</sup> Die fünf Bücher der Weisung. Stuttgart 1992, 158.
- <sup>8</sup> Zum Folgenden: P. Evdokimov: Die Frau und das Heil der Welt, Moers 1989, 209f. Kritisch gegenüber allen Wortableitungen äußert sich H. Waldenfels: Kontextuelle Fundamentaltheologie, Paderborn <sup>3</sup>2000, 104.
- <sup>9</sup> P. Evdokimov: Die Frau (Anm. 8), 210.
- <sup>10</sup> Zit. nach: M. Scheuer: Verleiblichung und Aufbruch. Spirituelles Leben als Spannungsdynamik, in: Arbeitsgemeinschaft Theologie der Spiritualität (AGTS), „Lasst euch vom Geist erfüllen!“ (Eph 5,18) – Beiträge zur Theologie der Spiritualität (Theologie der Spiritualität. Beiträge, Bd. 4). Münster-Hamburg-London o.J. (2001), 58–106, 59.
- <sup>11</sup> Scheuer: Verleiblichung (Anm. 10), ebd.
- <sup>12</sup> Zum Folgenden: W. Beinert: Glaube, in: LKD3, Freiburg 1991, 193–197, hier 194.
- <sup>13</sup> H. de Lubac: Betrachtung über die Kirche. Graz-Wien-Köln 1954, 26.
- <sup>14</sup> H. de Lubac: Betrachtung (Anm. 13), 28.
- <sup>15</sup> Zum Folgenden: K. Gamber: Das Geheimnis der sieben Sterne. Zur Symbolik der Apokalypse. Regensburg 1987, 37 ff.42 f; O. Betz: Drei in der Eins. Überlegungen zur Zahlensymbolik, in: LS 53 (2002), 2f.
- <sup>16</sup> Zit. nach: O. Betz: Drei in der Eins (Anm. 15), 3.
- <sup>17</sup> K. Rahner: Theos im Neuen Testament, in: ders.: Schriften zur Theologie I, Einsiedeln-Zürich-Köln 1954, 91–167.
- <sup>18</sup> DH 125.
- <sup>19</sup> DH 10.
- <sup>20</sup> F. X. Durrwell: Facetten einer Theologie des Heiligen Geistes, in: ThG (B) 29 (1986), 131–139, 138.
- <sup>21</sup> DH 150.
- <sup>22</sup> Gregor von Nazianz: Predigt zum Pfingstfest (41. Predigt), zit. nach: L. Heiser: Jesus Christus – Das Licht aus der Höhe, St. Ottilien 1998, 718.
- <sup>23</sup> Vgl. etwa Mose: Num 11,25.

<sup>24</sup> „Danach aber wird es geschehen, daß ich meinen Geist ausgieße über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, eure Alten werden Träume haben, und eure jungen Männer haben Visionen. Auch über Knechte und Mägde werde ich meinen Geist ausgießen in jenen Tagen“ (Joël 3,1f). Petrus greift diese Prophetie in seiner Pfingstpredigt auf (vgl. Apg 2,17-21).

<sup>25</sup> DH 150.

<sup>26</sup> H. de Lubac: Betrachtung (Anm. 13), 24f.

<sup>27</sup> J. Ratzinger: Einführung in das Christentum, München 2000, 66 (= Ausgabe 1968, 47f).

---

Werner Kleine

# Kinder finden ihren Glauben...

**... Erwachsene sind ihre Wegbegleiter**

*Die Begleitung der religiösen Entwicklung von Kindern in den ersten Lebensjahren<sup>1</sup>*

---

Der Titel stellt eine gewagte These auf. Er signalisiert nicht nur die grundsätzlich in der menschlichen Existenz angelegte Sehnsucht nach einer Antwort auf die Frage nach dem Sinn. Er unterstellt, dass diese Sehnsucht das menschliche Leben von Beginn an bestimmt. Die These behauptet sogar, dass der Mensch von Anbeginn bestrebt ist, diese Frage auch zu beantworten. Dem Kind wird damit eine eigene Glaubenskompetenz zugeschrieben. Schon als Kind sucht der Mensch nach Mustern, mit denen er seine Welt und Umwelt ordnen und erklären kann. Dabei durchläuft er verschiedene Entwicklungsstufen, in denen sich der Glaube immer weiter ausdifferenziert. So muss sich das Kind von Beginn an mit einem Gegenüber auseinandersetzen. Zuerst sind es die Eltern, später andere Bezugspersonen, etwa die Erzieherinnen im Kindergarten, die das Kind in dieser Entwicklung zum Positiven und Negativen beeinflussen können. Die Glaubensentwicklung eines Menschen kann so gefördert oder behindert werden. Die religiöse Entwicklung erscheint als integraler Bestandteil der umfassenden Entwicklung des Menschen. Insbesondere die Entwicklungspsychologie kann in diesem Zusammenhang wertvolle Hinweise geben.

## 1. Entwicklungspsychologische Aspekte

Im Unterschied zum Tier ist der Mensch bei seiner Geburt noch unfertig. Er erlebt

einen Prozess der fortschreitenden Individuation. Zu Beginn lebt der Mensch in einer symbiotischen Beziehung insbesondere zur Mutter, wobei das Beziehungsmuster komplementär ist: „Das Bedürfnis des Kindes nach der Mutter ist absolut, das der Mutter nach dem Kind relativ.“<sup>2</sup> Entwickelt sich ein Mensch normal, wird er sich individuierend von diesem nahezu einseitigen Abhängigkeitsverhältnis lösen. Analog zur biologisch-physischen Reifung durchläuft der Mensch verschiedene psychische Entwicklungsstufen. Dieser Prozess bestimmt die menschliche Entwicklung bis zur Adoleszenz. Nirgends ist er allerdings so intensiv spürbar und existentiell bedeutsam wie in der Kindheit. Hier erlebt der Mensch gewissermaßen seine „psychische Geburt“.

Vor allem die entwicklungspsychologischen Konzepte von Erik H. Erikson und Jean Piaget haben großen Einfluss nicht zuletzt auf die Arbeit von James Fowler zur Glaubensentwicklung des Menschen ausgeübt.

#### a) Das Konzept Erik H. Erikson's

Die menschliche Entwicklung von der Geburt bis zum Tod verläuft nach Erikson idealerweise in acht Phasen. Jede Phase ist von psychosozialen Krisen gekennzeichnet, „die ihren Ursprung im Widerstreit zwischen syntonen und dystonen Tendenzen (...) haben“.<sup>3</sup> Hieraus ergeben sich altersspezifische Antithesen, die je nach Entwicklung Grundstärken oder Kernpathologien ausprägen können, die ihrerseits wieder die weitere Entwicklung des Menschen beeinflussen.

Auf diesem Hintergrund beschreibt Erikson die Entwicklung des Kindes bis etwa zum zwölften Lebensjahr in drei Stufen<sup>4</sup>:

(1) Im *Säuglingsalter* (0–1½ Jahre) ist das Kind auf die mütterliche Person fixiert. Die Eltern, insbesondere die Mutter, entscheiden über Wohl- oder Schlechtergehen des Kindes. Aus diesem Zustand entsteht die für diese Entwicklungsstufe typische psychosoziale Krise *Grundvertrauen vs. Grundmisstrauen*, die die Grundlage für die Glaubensentwicklung legt. Die Entwicklung eines stabilen Grundvertrauens ist für Erikson die absolute Voraussetzung für einen reifen

Glauben.<sup>5</sup> Die Art, wie die Eltern der Hoffnung des Säuglings begegnen, ist daher entscheidend für die spätere Ausprägung der Glaubensfähigkeit des Kindes.

(2) Im *Kleinkindalter* (2–6 Jahre) treten weitere erwachsene Bezugspersonen (etwa die Erzieherinnen im Kindergarten) hinzu. Die dieses Alter kennzeichnende psychosoziale Krise wird durch die Antithese *Autonomie vs. Scham/Zweifel* bestimmt. Das Kind entdeckt seinen eigenen *Willen* als Grundstärke dieser Phase. Es wird sich seiner selbst bewusst. Erste Ansätze zu einem Schuldbewusstsein bilden sich aus. Die Gewissenbildung des Menschen hat hier ihren Ursprung.

(3) In der von Erikson als *Spielalter* (7–12 Jahre) bezeichneten dritten Phase weitet das Kind seinen Beziehungshorizont weiter aus. Neben der Kernfamilie gewinnen auch Freunde und Bekannte, Schulkameraden und andere Bezugspersonen (Lehrer/innen, Pfarrer etc.) an Einfluss. Die diese Entwicklungsphase kennzeichnende psychosoziale Krise entfaltet sich in dem Spannungsfeld *Initiative vs. Schuldgefühl*. Das Kind merkt, dass es seinen Willen auch aus eigener Kraft umsetzen kann. Das Ethos des Kindes entwickelt sich. Es lernt, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Das Kind beginnt, Handlungen kritisch zu hinterfragen. Eine besondere Kompetenz dieses Alters ist der Erwerb der Argumentationsfähigkeit. Das Kind übernimmt nicht einfach mehr die Ansichten seines Gegenübers, es möchte sie verstehen.

#### b) Das Konzept Jean Piaget's

Anders als Erikson hat sich Piaget ausschließlich mit der psychologischen Entwicklung des Kindes befasst.<sup>6</sup> Der Grund für diese Fokussierung liegt in der Auffassung, „dass das Kind (...) den erwachsenen Menschen erklärt, wie der erwachsene Mensch das Kind, denn (...) jeder Erwachsenen (...) hat als ein Kind begonnen“.<sup>7</sup>

Nach Piaget ist das geistige Wachstum bereits pränatal grundgelegt, von der Geburt an jedoch besonderen Einflüssen der Umwelt ausgesetzt. Insgesamt unterscheidet er vier Entwicklungsstufen. Für die Kindheit sind die ersten drei Entwicklungsstufen relevant:

(1) Am Beginn der Entwicklung jedes Menschen steht die *sensomotorische Stufe* (0–2 Jahre). Das Kind ist hier noch nicht in der Lage, zu sprechen. Es kann weder Denken noch Affektivität zeigen. Trotzdem ist die geistige Entwicklung in dieser Phase besonders rasch und besonders bedeutsam, „weil das Kind auf dieser Stufe die Gesamtheit der kognitiven Substrukturen aufbaut, die als Ausgangspunkt für seine späteren perzeptiven und intellektuellen Konstruktionen dienen, und ebenso eine gewisse Zahl elementarer affektiver Reaktionen, die zum Teil seine kommende Affektivität bestimmen“<sup>8</sup>. Das Kleinkind konstruiert bereits auf der sensomotorischen Stufe seine Wirklichkeit.

(2) Die auf der sensomotorischen Stufe erworbenen Fähigkeiten zur Wirklichkeitskonstruktion bilden die Grundlage für die zweite Stufe, die als *präoperational-intuitive Phase* (2–6 Jahre) bezeichnet werden kann. Charakteristisch für diesen Abschnitt ist die Entwicklung der Fähigkeit zu semiotischer bzw. symbolischer Kommunikation<sup>9</sup>: Etwas „Bezeichnetes“ (ein Gegenstand, Ereignis etc.) wird mit einem differenzierten „Zeichen“ abgebildet (Sprache, innere Bilder, symbolische Gesten usw.).

Durch den Erwerb der Fähigkeit zu semiotisch-symbolischer Kommunikation ist das Kind in der Lage, seine Gedanken und Affekte zu ordnen und anderen mitzuteilen. Allerdings ist das Kind noch nicht in der Lage, konkrete Transferleistungen zu bringen. Vielmehr wird die konkrete Wirklichkeit „erklärt“ und konstruiert.

(3) In der *konkret-operationalen Phase* (7–12 Jahre) erwirbt das Kind schließlich die Fähigkeit zu konkreten Denkopoperationen. Dazu gehören die Erfassung von Raum und Zeit. Mit dieser grundlegenden Entwicklung geht nach Piaget die weitere Ausbildung der affektiven Beziehung zwischen dem Kind und den für das Kind relevanten Erwachsenen einher. Eine besondere Rolle spielt dabei die Entstehung der speziellen moralischen Gefühle der Gewissensverpflichtung.<sup>10</sup> Das Kind erwirbt auf dieser Grundlage neue moralische Beziehungen, „die auf dem *gegenseitigen Respekt* beruhen und zu einer gewissen *Autonomie* führen“.<sup>11</sup>

### c) Die „Stufen des Glaubens“ nach James W. Fowler

James W. Fowler wendet in seinem Buch „Stufen des Glaubens“<sup>12</sup> die von Piaget und Erikson entwickelten entwicklungspsychologischen Theorien auf die Entstehung des Glaubens an. Darüber hinaus ist das Konzept Fowlers durch die Erkenntnisse des Psychologen Lawrence Kohlberg sowie die Arbeiten der Theologen Paul Tillich und H. Richard Niebuhr beeinflusst.

Fowler differenziert grundsätzlich zwischen Glauben (*faith*), der die engeren Bereiche der Religion (*religion*) und des Glaubensinhaltes (*belief*) umfasst und über sie hinausgeht.<sup>13</sup> Glaube (*faith*) stellt für ihn ein Urbedürfnis des Menschen dar: „Von unserer Geburt an sind wir mit wachsenden Fähigkeiten zum Glauben ausgestattet. (...) Glaube ist interaktiv und sozial; er verlangt Gemeinschaft, Sprache, Riten und Fürsorge.“<sup>14</sup> So wie der Mensch von Beginn an seine Wirklichkeit konstruiert, so sucht er von Anfang an nach Sinn. Vor allem der Beantwortung der Fragen nach dem Woher und Wohin, aber auch nach der eigenen Identität kommt eine besondere Rolle zu. Die Antworten auf diese Fragen findet der Mensch in den konfessionell geprägten Glaubensinhalten (*belief*), die durch die Traditionsbildungen der Religion (Gesetzestexte, Erzählungen, Mythen, Offenbarungen etc.) bewahrt werden. Diese sind für die Theoriebildung Fowlers allerdings sekundär. Ihm geht es primär um die Entstehung des Glaubens an sich.

Die Entwicklung des Glaubens ist für Fowler eine Lebensaufgabe. Er unterscheidet insgesamt sieben Stufen, die wie bei Piaget und Erikson aufeinander aufbauen, gleichzeitig aber ineinander enthalten sind. Die Glaubensentwicklung des Kindes umfasst vier Stufen<sup>15</sup>:

(1) Die als *Stufe 0* bezeichnete Phase des *Ersten Glaubens* ist eigentlich eine Vorstufe, die das Säuglings- und Kleinkindalter umfasst. Der Glaube ist noch undifferenziert und vorsprachlich. Er besteht primär in der Fürsorge, die dem Kleinkind entgegengebracht wird und die es ihm ermöglicht, seiner Umwelt zu vertrauen.

(2) Mit dem Erwerb der Sprache und der Entwicklung der Konvergenz von Denken und Sprechen vollzieht sich der Übergang zu der Stufe des *intuitiv-projektiven Glaubens* (Stufe 1). Das Kind, dessen Denkmuster noch fließend sind, trifft ständig auf Neues, für das es noch keine Erkenntnismuster besitzt. Charakteristisch für die Phase, die das Kind im Kindergartenalter erfasst, ist deshalb das Auftreten von Intuitionen und Phantasievorstellungen, mit deren Hilfe die neuen Erkenntnisse in die Sinnkonstruktion des Kindes integriert werden. Wünsche und Emotionen werden auf magische Phantasiegestalten projiziert.<sup>16</sup> Eine besondere Rolle spielen Geschichten (*stories*), mit deren Hilfe das Kind die neugewonnenen Erfahrungen deuten kann. Dabei sind es vor allem die Geschichten von anderen, insbesondere der nächsten Bezugspersonen, die das Kind zur Nachahmung anregen. Dies ist für die Glaubensentwicklung von besonderer Relevanz. Es ist gerade die diese Phase beherrschend imitative Kraft, durch die „das Kind von Beispielen, Stimmungen, Handlungen und Geschichten des sichtbaren Glaubens der Erwachsenen, mit denen es am engsten verbunden ist, stark und anhaltend beeinflusst werden kann“.<sup>17</sup> Wenn das Kind im Glauben wachsen soll, dann muss es in dieser Phase ein erstes Mal den starken Bildern, Geschichten und Symbolen des Glaubens begegnen können. Dazu gehört auch Anbahnung eines ersten Bewusstseins vom Tod, von der Sexualität und von den kulturell bedingten Tabus.<sup>18</sup> Die Entstehung der Intuitionskraft hilft dem Kind, die vielfältigen Erkenntnisse und Erfahrungen zu einer Einheit zusammenzuschließen, in seinen Sinnhorizont zu integrieren und zu begreifen.

(3) Während die auf Intuition beruhenden Erklärungsmuster der Stufe 1 vielfach magisch-mystische Züge haben, vollzieht sich der Übergang zu der Stufe des *magisch-wörtlichen Glaubens* (Stufe 2) mit dem Auftauchen des konkret-operationalen Denkens (Schulkindalter). Der Realitätssinn des Kindes nimmt zu. Erzählungen (auch religiöse) werden wörtlich verstanden. Neu ist allerdings, dass das Kind jetzt selbst Geschichten

(stories) zur Vergegenwärtigung des Lebenssinnes entwickelt. Während in Stufe 1 die (Glaubens-)Geschichten der erwachsenen Bezugspersonen eher passiv übernommen wurden, fängt das Kind jetzt an, „für sich selbst die ‚stories‘, Glaubensinhalte und Regeln zu übernehmen, die seine Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft symbolisieren“.<sup>19</sup> Die „story“ wird das wichtigste Medium, der eigenen Erfahrung Integrität und Wert zu verleihen. Dabei sind die Handlungsträger in den „stories“, die der eigenen Welterfahrung Sinn verleihen sollen, stets anthropomorph. Das gilt insbesondere auch für das Gottesbild. Außerdem entwickelt sich in dieser Phase ein Ethos der Reziprozität und der Gerechtigkeit.

Der Übergang zur Stufe 3, die von J. W. Fowler als *synthetisch-konventioneller Glaube* bezeichnet wird, vollzieht sich mit dem Entdecken von Widersprüchen und Gegensätzen in den eigenen Welterklärungen. Diese Phase entfaltet sich normalerweise im Jugendalter, wird „aber für viele Erwachsene (...) ein dauerhafter Ort des Gleichgewichts“.<sup>20</sup>

## 2. Weitergabe des Glaubens

Die entwicklungspsychologischen Erkenntnisse E. H. Eriksons und J. Piagets sind für den Prozess der Glaubensweitergabe von Bedeutung. Dabei macht die Arbeit J. W. Fowlers die besondere Rolle der erwachsenen Bezugspersonen des Kindes gerade im Kindergartenalter deutlich. Es sind gerade ihre (Glaubens-)Geschichten, die die Glaubensentwicklung des Kindes nachhaltig zum Positiven wie zum Negativen beeinflussen. So ist das Kind zwar von Anfang an in der Lage, seine Wirklichkeit selbst zu konstruieren, die erwachsenen Bezugspersonen – insbesondere die Eltern – schaffen dafür aber den Rahmen. Schon die zu Beginn des menschlichen Lebens bestehende symbiotische Beziehung zwischen Mutter und Kind mit den daraus resultierenden Abhängigkeitsverhältnissen beeinflusst die weitere Glaubensentwicklung. Die Ermöglichung

oder die Verhinderung der Entstehung einer von Urvertrauen geprägten Beziehung zwischen Mutter (Vater) und Kind bildet die Basis für einen vertrauens- oder misstrauensvollen Glauben.

#### *a) Eltern als Wegweiser*

Auch die Reifung des Glaubens ist eng an die Beziehung zwischen Eltern und Kind gebunden. Das am Beginn des Lebens bestehende nahezu einseitige Abhängigkeitsverhältnis des Kindes insbesondere zur Mutter wird in einem früh einsetzenden und andauernden Loslösungsprozess schrittweise aufgehoben. Der Mensch wird sukzessive selbstständig. Nur so kann er sich zunehmend seiner selbst bewusst werden und reifen.

Das gilt auch für den Glauben. Der Einfluss der Eltern auf die Glaubensentwicklung des Kindes ist am Beginn des Lebens immens. Mit zunehmendem Lebensalter muss aber auch hier ein Loslösungsprozess stattfinden, damit der Glaube reifen kann. Sind die Eltern für den Säugling absolute Bezugspersonen, die über Heil oder Unheil entscheiden können, lernt das Kind zunehmend die Frage nach dem Sinn des Lebens zu stellen, Widersprüche zu entdecken und schließlich eigene Antworten zu geben. Die Kinder finden dabei ihren Glauben. Die Eltern werden immer mehr zu Wegweisern auf der Sinnsuche der Kinder. Ihre Lebens- und Glaubensgeschichten sind Orientierungspunkte, die das Kind zuerst nachahmt, dann hinterfragt, um schließlich eine eigene Glaubensgeschichte entwickeln zu können.

#### *b) Das Recht des Kindes auf eine Einführung in Leben und Glauben*

Dies alles macht die spezifische Rolle der Eltern im Glaubensfindungsprozess der Kinder deutlich. Auch wenn das Kind in der Lage ist, seine Wirklichkeit selbst zu konstruieren und seinen Glauben zu finden, bedarf es doch der Orientierung durch das Beispiel der Eltern. Fehlen diese Orientierungspunkte, an denen sich das Kind festhalten kann, wird auch der Glaube des Kin-

des halt- und orientierungslos sein. Damit das Leben des Kindes gelingen und sein Glaube wirklich reifen kann, bedarf es nicht nur der Ermöglichung des fundamentalen Urvertrauens in der Säuglingsphase. Die Begleitung des Kindes in Leben und Glauben hinein bleibt eine unverzichtbare Aufgabe, die in der unaufgebaren Verantwortung der Eltern liegt. Das Kind hat ein Recht auf die Einführung in Leben und Glauben. Freilich ist dabei der sukzessive Loslösungsprozess, der zur einem gereiften Leben und Glauben führt, wichtig. Bei diesem Prozess werden zunehmend auch andere Erwachsene bedeutsam. Neben den Eltern sind das zuerst die Großeltern und andere Erwachsene in der Familie der Kinder, später dann die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Kindergärten, die Lehrerinnen und Lehrer in der Schule und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Kirche. Sie alle haben ihren Anteil am Prozess der Glaubensentwicklung des Kindes.

#### *c) Die Auskunftsfähigkeit der Eltern stärken*

Eine Voraussetzung für die wegweisende Begleitung der Kinder in Leben und Glauben hinein ist die Auskunftsfähigkeit der erwachsenen Bezugspersonen. Nur wenn Eltern in der Lage sind, über ihren Glauben Auskunft zu geben, können sie ihrer ureigensten Verantwortung gerecht werden. Analog gilt das auch für die mit zunehmendem Lebensalter des Kindes relevant werdenden erwachsenen Bezugspersonen.

Die Stärkung der Auskunftsfähigkeit der Eltern wird damit zu einer primären Aufgabe der religionspädagogischen Elternarbeit in kirchlichen Tageseinrichtungen für Kinder. Sie ist Teil ihres Bildungsauftrages und ein wesentlicher Bestandteil der pastoralen Dimension kirchlicher Kindergärten.

Dabei sind vor allem die Themen von Bedeutung, die die Kinder im Kindergartenalter beschäftigen:

- Wer bin ich (Identität)?
- Warum muss ich sterben (Tod und Sinn des Lebens)?
- Wer schützt mich (Gottesfrage und Gottesbild)?

- Was ist gerecht (Gerechtigkeit und Ethik)?
  - Wie glauben andere (andere Religionen)?
- Auch der natürliche Loslösungs- und Selbstfindungsprozess der Kinder, den die Eltern (mit manchmal schmerzhaften eigenen Empfindungen) begleiten müssen, sollte thematisiert werden. Die Bibel enthält viele Geschichten, die diese Frage aus der Sicht des Glaubens beleuchten (etwa die Erzählungen von Paradies, Exodus, Abraham, Josef, Jona).

### 3. Schluss

Den Eltern zu helfen, bedeutet den Kindern zu helfen. Die Fähigkeit zu glauben, ist im Menschen von Beginn an grundgelegt. Die Verantwortung und der Auftrag der Kirche ist es, den menschengewordenen Sohn Gottes Jesus Christus zu verkünden. Sein Tod und seine Auferstehung bilden die Grundlage für die christliche Hoffnung, dass das Leben das letzte Wort über den Tod hat. In ihm hat sich Gott als Vater geoffenbart. Der Heilige Geist, den er den an ihn Glaubenden schenkt, macht sie zu freien Kindern Gottes. Die Kinder haben Recht auf dieses Evangelium. Wir dürfen es ihnen nicht vorenthalten.

- <sup>5</sup> Vgl. E. H. Erikson: Lebenszyklus, 96: „Die besondere Stärke der Adoleszenz, *Treue*, behält ihren starken Bezug zu kindlichem Vertrauen wie zu reifem Glauben.“ (Hervorhebung im Original).
- <sup>6</sup> Vgl. vor allem das Standardwerk J. Piaget/B. Inhelder: Die Psychologie des Kindes. Stuttgart 2000<sup>8</sup>.
- <sup>7</sup> Ebd., 10f.
- <sup>8</sup> Ebd.
- <sup>9</sup> Vgl. ebd., 61 ff.
- <sup>10</sup> Vgl. ebd., 122.
- <sup>11</sup> Ebd., 126 (Hervorhebungen im Original).
- <sup>12</sup> James W. Fowler: Stufen des Glaubens. Die Psychologie der menschlichen Entwicklung und die Suche nach Sinn. Gütersloh 2000.
- <sup>13</sup> Vgl. ebd., 30.
- <sup>14</sup> Ebd., 23.
- <sup>15</sup> Vgl. zum folgenden ebd., 136-192.
- <sup>16</sup> Man denke in diesem Zusammenhang nur an die kindlich-mystischen Nikolaus-Erfahrungen oder das Geheimnis des „Christkinds“. Jenseits aller (religions-)pädagogischen Diskussionen der letzten Jahre, die sich um eine Entmystifizierung dieser Figuren drehen, um dem Kind „ehrlich“ zu begegnen, zeigt die Erkenntnis J. Fowlers, dass der Mythos solcher Gestalten für die kindliche Glaubensentwicklung nicht nur alterstypisch, sondern vielleicht sogar notwendig ist.
- <sup>17</sup> J. W. Fowler, aaO., 150.
- <sup>18</sup> Vgl. ebd.
- <sup>19</sup> Ebd., 166.
- <sup>20</sup> Ebd., 191.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Dieser Aufsatz ist die verschriftliche Fassung eines Vortrages zum Thema „Kinder finden ihren Glauben – Erwachsene sind ihre Wegbegleiter. Zur religiösen Entwicklung der Kinder in ihren ersten Lebensjahren“, der am 25.9.2003 im Katholischen Centrum Bonn vor den Leiterinnen der katholischen Tageseinrichtungen in Bonn gehalten wurde.
- <sup>2</sup> Margaret S. Mahler u. a.: Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation. Frankfurt am Main 2003<sup>18</sup>, 63.
- <sup>3</sup> E. H. Erikson: Der vollständige Lebenszyklus. Frankfurt am Main 1988, 70.
- <sup>4</sup> Vgl. zum folgenden ebd.: 94–110 sowie ders.: Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart 1999, 241–255.



Josef Herberg

# Junge Eltern und die Religion ihrer Kinder

## Das Projekt „Kinder brauchen feste Wurzeln“

Auf den ersten Blick ist alles wie immer. Abgesehen von relativ wenigen Ausnahmen wachsen kleine Kinder in einer Lebensgemeinschaft mit Mutter und Vater auf. Ein verhältnismäßig kleiner Teil von ihnen lebt mit einem Elternteil zusammen. Die Familie ist also nach wie vor der beständige Faktor des Kinderlebens. Und auf den zweiten Blick? Der größte Teil der jungen Eltern lebt inzwischen ganz anders, als die meisten Menschen sich dies vorstellen, soweit sie selber keine kleinen Kinder haben. Junge Mütter und Väter haben nach ihrer Schulzeit eine qualifizierte Berufsausbildung oder ein Studium absolviert, erlebten die ersten anstrengenden Berufsjahre und haben sich nun, oft nach vielen Überlegungen, dazu entschlossen, ein Kind zu bekommen. Über das Kinderkriegen und Kinderhaben haben sie vieles gelesen oder durch andere Medien erfahren. Wie das ist, mit Kindern zu leben, weiß ein großer Teil von ihnen nicht aus eigener Anschauung. Auch im Kreis ihrer Familien und Freunde ist das Leben mit kleinen Kindern nicht der Normalfall. Wenn es auf der Welt ist, freuen sich die Eltern über ihr Kind und kümmern sich hingebungsvoll darum, wie Mütter und Väter das immer getan haben. Doch spätestens nach einem halben oder einem ganzen Jahr müssen sich die jungen Eltern dringend darum sorgen, wer jetzt tagsüber die Betreuung des Kindes wahrnimmt. Denn wenn sie in ihrem anspruchsvollen Beruf weiterkommen und ihre nächsten Jahre nicht ausschließlich dem Leben

mit ihrem Kinde verschreiben wollen, können sie sich keine lange Babypause leisten. Mehr als ein Jahr zu pausieren, ist, so haben sie erfahren, schädlich für die Karriere. Und in manchen Fällen ist auch das schon eine zu lange Zeit.

Was ich bisher geschildert habe, umschreibt das heutige Drama vieler junger Familien. Es ist durch eine Arbeitswelt-dominierte Gesellschaft hervorgerufen worden, die sich viel zu spät darum kümmert, die – in zahlreichen Fällen unvermeidlichen – Veränderungen familien- und kinderpolitisch abzufedern.<sup>1</sup> Eine kopflose, die Kinder und ihre Familien außerordentlich belastende Revolution hat stattgefunden. Irgendwie haben alle sie gewollt, über ihre konkreten Folgen sind aber jetzt viele erschrocken. In diese Welt wollen Kinder nicht mehr hineinpassen. Und die Kinder, die dennoch gekommen sind, tragen zum Teil schwere Hypotheken, welche eine Revolution mit Weitblick hätte vermeiden können. Nun, da die ungewollten Folgen für die Kinder mehr und mehr erkannt werden, sind rasch und auf vielerlei Wegen Konsequenzen zu ziehen – im Sinne der Kinder. Dabei ist der Weg zurück zur Ein-Ernährer-Familie sowie zur Hausfrauen-Ehe versperrt. Aber um der Kinder und um unserer Zukunft willen müssen neue Lösungen gefunden und erprobt werden, Kindererziehung und qualifizierte Erwerbsarbeit zu vereinbaren.

## Kinder brauchen soziale und religiöse Heimat

Die knapp skizzierte Sicht auf die neue Lage kleiner Kinder klammert eine wichtige Facette aus, die bisher sogar in der Kirche weit hin übersehen wurde: Kinder brauchen für ihr gesundes Aufwachsen eine soziale und religiöse Heimat. Und das gilt nicht erst vom Kindergarten- und Schulalter an. Fundamentale religiöse Erfahrungen machen Kinder schon in den frühen Lebensmonaten, auch wenn sie erst mit vier oder fünf Jahren religiöse Fragen stellen, auf die Erwachsene dann antworten können. Der Psychothera-

peut Tilmann Moser hat in den siebziger Jahren die „Gottesvergiftung“ geschildert, der man Kinder in religiös übersättigten Elternhäusern mit destruktiven Gottesbildern ausgesetzt hat. Nun beschreibt er in einem neuen Buch sehr anrührend und eindringlich die kindliche Erfahrung der Andacht, die eine das ganze Leben prägende Erfahrung sein kann, ja eine Quelle der fundamentalen Zustimmung zum Leben.<sup>2</sup> Aber wie sollen Kinder eine religiöse Beheimatung erfahren, wenn junge Eltern unter einer erwerbsgesellschaftlich verordneten Zeitknappheit im Umgang mit ihren Kindern leiden? Und wie sollen kleine Kinder diese Erfahrung des Staunens und der Andacht als religiöse Primärerfahrung machen, wenn ihre Eltern zum größten Teil bereits der zweiten Generation nach dem Bruch der religiös geprägten Familienkultur angehören, der sich in den siebziger Jahren ereignet hat? Diese Eltern spüren das Bedürfnis ihrer Kinder, haben aber selber das Gefühl, es nicht beantworten zu können. Sie sind unsicher oder reagieren aus verschiedenen Gründen mit gemischten Gefühlen auf Religion, weil sie diese ausschließlich mit den von ihnen kritisch betrachteten Amtskirchen identifizieren. Die „Lösung“ besteht wohl in den meisten Fällen darin, dass religiöse Bedürfnisse der kleineren Kinder unbeantwortet bleiben und auf die Fragen der etwas größeren Kinder nach Gott, Leben und Tod keine oder nur ausweichende Antworten erfolgen.<sup>3</sup> Und später sollen die berufsmäßigen Erzieher, Lehrer und Pfarrer das tun, was ihres Amtes ist. Also reagieren Eltern aus religiöser Hilflosigkeit so, wie sie in vielen Fällen auch bei anderen Themen der Erziehung reagieren: Sie delegieren Erziehung an die Professionellen, und diese können oft erst verspätet reagieren, weil in den Elternhäusern der beste Zeitpunkt dafür verstrichen und damit eine erste Chance zur Grundlegung verpasst ist.

Delegation elterlicher Verantwortung lautet das sachliche, harmlos erscheinende und beruhigend neutral wirkende Stichwort.<sup>4</sup> Aber es zeigt in Wirklichkeit, dass sich die Mutter- und Vaterrolle grundlegend verändert hat. Und niemand weiß, wie Kinder das

bewältigen werden. Manche Befürchtungen gehen in die Richtung einer zunehmenden emotionalen Verkümmern der Kinder, ja einer Desensibilisierung ihrer sozialen und moralischen Kompetenz. Das muss nicht so sein, soweit der Teilausfall der Eltern von anderer Seite kompensiert werden kann, aber es wäre unverantwortlich, einfach abzuwarten und damit die kleinen Kinder einem unkontrollierten gesellschaftlichen Großexperiment auszuliefern. Also ist heute möglichst im „Konzert“ vieler Kräfte daran zu arbeiten, dass die Eltern kleiner Kinder ihre Rolle soweit realisieren können, wie es ihnen auch unter dem Druck von Erwerbsarbeit und beruflichem Fortkommen möglich ist. Es ist weiterhin darüber nachzudenken, wie man ihnen darin eine Unterstützung von außen anbieten kann, die ihnen nichts von dem abnimmt, was sie selber können, sie aber entlastet, wenn sie einen Teil ihrer Aufgaben nicht wahrnehmen können. Dazu gehören u. a. Informationen darüber, welche Aspekte des gemeinsamen Lebens in der Familie und der Erziehung für die Kinder in welchen Altersstufen wichtig sind. Ebenso wird in vielen Fällen eine gewissermaßen systematische Einführung in die elterlichen Tätigkeiten in den ersten Lebensjahren der Kinder in einer schwerpunktmäßig familienbezogenen Sozialisation sinnvoll sein. Die Familien- und Erwachsenenbildung ist hier danach gefragt, welche familienfreundlichen Angebotsformen – u. U. in Zusammenarbeit mit wohnortnahen Kindergärten, Eltern-Kind-Gruppen und was es noch sonst geben mag – gefunden werden können. Dadurch sollten auch solche jungen Mütter und Väter erreichbar sein, die bisher keine Elternbildungsangebote besucht haben. Es geht um Begleitung von jungen Eltern und Familien in zahlreichen Themen, die das Leben mit kleinen Kindern mit sich bringt. Alles in allem: Familienstärkende Angebote (der Bildung, Information und Beratung im weiteren Sinn) sind in der veränderten Lebenssituation der jungen Väter und Mütter neu zu konzipieren und auch markt- und bedarfsgerecht zu präsentieren.

## Emotionale und religiöse Begleitung von Anfang an

Das kann jedoch nicht überwiegend im Zuständigkeitsbereich der religiösen und theologischen Erwachsenenbildung liegen, auf die ich im Folgenden den Akzent legen will. Ich konzentriere mich im Folgenden auf die oben eingeschlagene Richtung der religiösen Begleitung kleiner Kinder durch ihre Eltern und gebe einige weitere Informationen zum gegenwärtigen Stand des Bonner Projektes „Kinder brauchen feste Wurzeln – Emotionale und religiöse Begleitung von Anfang an“<sup>5</sup>. Angefangen hat es im frühen Sommer 2003 mit der Diskussion folgender Fragen:

- Können wir im Zusammenwirken der verschiedenen kirchlichen Einrichtungen wirksam dazu beitragen, dass Eltern in möglichst frühem Alter ihren Kindern Wege zur Religion öffnen?
- Können wir jungen Eltern vermitteln, dass dies dem Lebensglück und der Lebensfähigkeit ihrer Kinder dient, es uns bei dieser Initiative also zuerst um das Wohl der Kinder und nicht um die Stärkung der kirchlichen Bindung geht?
- Wie kann die Bedeutung dieses Aspektes elterlicher Verantwortung in der Öffentlichkeit deutlich gemacht werden, so dass durch die Diskussion der einschlägigen Themen die persönliche Beschäftigung einzelner damit anregt und unterstützt wird und sich im kirchlichen und öffentlichen Raum potentielle Kooperationspartner dieser Initiative anschließen (Pfarreien, Seelsorgebereiche, Kindergärten, Schulen, ja vielleicht sogar Firmen, die zum Beispiel als Finanzpartner daran mitwirken könnten)?

Nachdem sich eine beträchtliche Zahl von Personen und Einrichtungen (Kindergärten, Schulen, Pfarngemeinden und Eltern-Kind-Gruppen) interessiert gezeigt hat, gemeinsam in diese Richtung zu gehen, sind folgende Schritte unternommen worden:

1. Die Information über das Vorhaben bewirkte beim Institut für Erziehungswissen-

schaft der Universität Bonn das Interesse an einer Mitarbeit daran. Diese gestaltet sich zur Zeit auf zwei Linien:

Erstens arbeitet Professor Dr. Volker Lauthenthin seit Ende 2003 an der inhaltlichen Profilierung des Projektes mit, insbesondere an der Konzipierung von Bausteinen der Elternbildung, um Eltern in der emotionalen und religiösen Begleitung ihrer Kinder zu unterstützen. An dieser curricularen Arbeit sind Erzieherinnen aus Bonner Kindergärten beteiligt. Auch Gesprächsleiterinnen und Gesprächsleiter für Elternbildungsangebote sowie nicht zuletzt zwei Fachreferenten der Abteilung Erwachsenenbildung des Kölner Generalvikariates engagieren sich dabei. Dieser Teil der Projektentwicklung wird voraussichtlich Ostern 2005 abgeschlossen sein.

Zweitens hat das Institut im September 2004 in Kooperation mit Psychologen der Universität Köln eine Teilnehmerstudie begonnen, die sowohl qualitativ als auch quantitativ die Interessen der Eltern von kleinen Kindern an einer sie unterstützenden und entlastenden Eltern- und Familienbildung erfragt. In der qualitativen Studie werden 25 Teilnehmerinnen und Teilnehmer von Elternbildungsangeboten der Familienbildungsstätte und des Katholischen Bildungswerkes (u. a. in Pfarrgemeinden und katholischen Kindergärten) in der Form von sogenannten Tiefeninterviews befragt. Die Kontrolluntersuchung wendet sich mit einem Fragebogen an etwa 250 Teilnehmer und Teilnehmerinnen der aktuell laufenden Angebote im selben Themenspektrum. Die Ergebnisse beider Erhebungen fließen in die Überlegungen zu der oben erwähnten Bausteinentwicklung ein.

### Pilotprojekte für junge Eltern mit den Kindergärten

2. Die Gespräche mit allen Leiterinnen und z.T. mit den Erzieher-Teams katholischer Tageseinrichtungen für Kinder in Bonn, die auf Grund gewachsener Kontakte vom Katholischen Bildungswerk seit Herbst 2003 geführt wurden, haben das Interesse an

gemeinsamen Angeboten für junge Eltern geweckt. Sie haben ebenfalls die Zuversicht gestärkt, dass solche Angebote bei jungen Eltern auf Gegenliebe stoßen. Es ist zur Zeit geplant, im April und Mai 2005 in drei oder vier Pilotprojekten in Zusammenarbeit jeweils mit den katholischen Kindergärten eines Bonner Stadtteils Eltern anzusprechen, deren Kinder für den Sommer 2005 zur Aufnahme angemeldet sind. Die Eltern sollen dazu persönlich eingeladen werden. Ohne der weiteren Projektentwicklung vorzugreifen, kann gesagt werden, dass Informationen über die kindliche Entwicklung, Gesprächselemente zur frühen religiösen Begleitung der Kinder sowie Angebote von Bildern, Geschichten und Büchern zur Religion der kleinen Kinder dabei die vorrangigen Themen sein werden. Die Erzieherinnen haben in den Gesprächen teilweise direkt formuliert, dass ein solches Kooperationsangebot, an dem die Seelsorge-Teams der Pfarreien und Pfarrverbände sich nach Möglichkeit beteiligen werden, ihre Einrichtungen dabei unterstützt, die Eltern für das Erziehungskonzept des Kindergartens zu gewinnen. Bei gutem Erfolg der Pilotprojekte werden ab November 2005 an möglichst vielen Stellen und in Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Gruppen und Institutionen thematische Elterngespräche und -Seminare angeboten.

3. Parallel dazu finden seit Frühjahr 2004 von Zeit zu Zeit Vortragsveranstaltungen in gemeinsamer Trägerschaft der Familienbildungsstätte und des Katholischen Bildungswerkes Bonn statt, die einerseits den Zweck haben, in der Öffentlichkeit das Interesse an Themen der religiösen und emotionalen Entwicklung im weiteren Sinne zu wecken. Die Veranstaltungsinhalte seien knapp wiedergegeben: Mit dem Tübinger Religionspädagogen Friedrich Schweitzer haben zwei Veranstaltungen zu Themen seines wegweisenden Buches „Das Recht des Kindes auf Religion“<sup>6</sup> für Erzieher und Lehrer sowie für die Zielgruppe Eltern stattgefunden. Der Göttinger Hirnforscher Gerald Hüther hat unter dem Titel „Die Macht der inneren Bilder“<sup>7</sup> eine Vortragsveranstaltung für Eltern,

Erzieher und Lehrer gehalten, die deutlich gemacht hat, wie wichtig die Einbeziehung der Humanwissenschaften in das Bedenken dieser Themen ist, um eine religionspädagogische Engführung zu vermeiden und mit dem Projekt nicht in die Falle des bei der jungen Elterngeneration überwiegend negativen Kirchen-Images zu laufen. Im Rahmen eines Ausstellungsprojektes der Familienbildungsstätte unter dem Titel „Kinder brauchen Wurzeln und Flügel“ hielt die Kölner Erziehungswissenschaftlerin Sigrid Tschöpe-Scheffler einen Vortrag über Bindung und Autonomie in der Erziehung. Weiter vorgesehen sind z. Z. Vorträge des Bielefelder Entwicklungs- und Emotionspsychologen Manfred Holodynski über die frühkindliche emotionale Kommunikation zwischen Kindern und Eltern sowie eine Abendveranstaltung mit Michael N. Ebertz über die Frage „Was braucht die Familie?“. Darin wird eine sozialwissenschaftliche Status-Erhebung der Lage junger Familien mit einer pastoraltheologischen Aufgabenbeschreibung kombiniert. Einige weitere Veranstaltungen dieser Art sind in Planung. Sie sollen in möglichst weiten Kreisen Aufmerksamkeit für dieses Projekt wecken und dienen damit auch der langfristigen Akzeptanzförderung der geplanten Elterngespräche und -seminare an der Basis. Die Öffentlichkeitsarbeit für die Elternseminare soll darüber hinaus durch eine Startup-Woche im Herbst 2005 unterstützt werden, in der wiederum religionspädagogische und allgemeinpädagogische Inhalte miteinander verbunden sein werden.

## **Einladung zur Diskussion**

4. Die Vorbereitung eines weiteren Multiplikatorenkreises (Referentinnen, Referenten, Kursleiter) auf qualifizierte und zielgenaue Mitarbeit an den geplanten Elternveranstaltungen wird schwerpunktmäßig im ersten Halbjahr 2005 durchgeführt. Geplant sind gemeinsame Werkstattgespräche für Gesprächsleiter(innen) und Referent(inn)en mit Erzieherinnen, in denen einerseits die in der Ausarbeitung befindlichen thematischen

Einheiten auf Grund der bisherigen Seminarerfahrung formuliert, strukturiert und methodisch-didaktisch vorbereitet, andererseits auch die Gesprächsmethoden zielgruppenspezifisch trainiert werden. Weiterhin ist vorgesehen, die zahlreichen Leiterinnen der Eltern-Kind-Kurse in einer inhaltlich und methodisch fokussierten Weiterbildungsserie auf die Mitarbeit an dem Projekt vorzubereiten. Hier soll vor allem in Erfahrung gebracht werden, wie in kleinen Gesprächssequenzen, die mit dieser Kursform kompatibel sind, relevante Themen vertieft und einschlägige Fragen der jungen Mütter (und Väter) aufgegriffen werden können.

Dieser Zwischenbericht soll die Leserinnen und Leser unter anderem dazu anregen darüber nachdenken, ob sie es ebenfalls für möglich und sinnvoll halten, mit jungen Eltern im beschriebenen Sinn zu arbeiten, sowie miteinander in Verbindung zu treten, wenn ähnliche Ansätze bereits erprobt sind. Weil diese Vernetzung notwendig ist, um nicht zu lange auf Ergebnisse warten zu müssen, sei abschließend die Email-Anschrift einer der beteiligten Einrichtungen notiert: [info@bildungswerk-bonn.de](mailto:info@bildungswerk-bonn.de). (Stand: Dezember 2004).

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Vgl. zu diesem Thema die Besprechung der Max-Wingen-Festschrift familienwissenschaftliche und familienpolitische Signale: J. Herberg: Was macht die Familie?, in: Pastoralblatt 05/2003, 142-146.
- <sup>2</sup> Tilmann Moser: Von der Gottesvergiftung zu einem erträglichen Gott. Psychoanalytische Überlegungen zur Religion. Stuttgart 2003, 27-35.
- <sup>3</sup> Astrid Gilles-Bacciu und Peter Scharr haben schon 1999 in einer Arbeitshilfe für die Erwachsenenbildung auf dieses Problem hingewiesen und Lösungsansätze vorgeschlagen: Religiöse Erziehung mit nichtreligiösen Eltern. Arbeitshilfe Nr. 44 der Hauptabteilung Bildung und Medien im Erzbistum Köln.

- <sup>4</sup> Barbara Reichle (Entwicklungspsychologin an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg, die bis 2004 an der Universität Trier tätig war) hat zuletzt in einer Elternuntersuchung an Trierer Grundschulen festgestellt, dass Eltern von Grundschulkindern in einem signifikanten Maß ihre Verantwortung für ihre Kinder an Lehrer delegieren. Siehe: I. Schmid und B. Reichle: Elterliches Konfliktverhalten als Entwicklungskontext von Kindern. Befunde zur sozio-emotionalen Entwicklung von Schulanfängern in Abhängigkeit von elterlichen Konfliktkompetenzen. 44. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Arbeitsgruppe „Familiale Kontexte der sozial-emotionalen Entwicklung von Kindern“. Göttingen 2004. Die Leiterinnen katholischer Kindertagesstätten in Bonn berichten, dass die Eltern von Kindergartenkindern ebenfalls zunehmend dahin tendieren, erzieherische Entscheidungen zu delegieren, also ihre spezifische Verantwortung abzugeben.
- <sup>5</sup> Das Projekt geht auf eine Initiative des Kath. Bildungswerkes im Frühjahr 2003 zurück. Im Herbst 2003 ist die Familienbildungsstätte in die Projektträgerschaft eingestiegen. Namentlich sind Angela Böttges und Petra Gläser von der Familienbildungsstätte sowie Brigitte Sarwas und der Autor dieses Beitrags vom Kath. Bildungswerk Bonn gemeinsam als Koordinatoren des Projektes tätig. Eine Arbeitsgruppe aus Pastoralkräften, Erzieherinnen und Referent(inn)en der beiden Einrichtungen beteiligt sich an der Konzeptentwicklung. An den Projektsitzungen nimmt Volker Ladenthin, Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Bonn, teil.
- <sup>6</sup> Friedrich Schweitzer: Das Recht des Kindes auf Religion, Gütersloh 2003. Vgl auch A. Biesinger: Kinder nicht um Gott betrügen. Anstiftungen für Mütter und Väter. Freiburg-Basel-Wien 1994 (seitdem mehrere Neuauflagen); ders.: Kinder brauchen mehr als alles. Eine Elternschule. Ostfildern 2003. A. Biesinger und F. Schweitzer sind gemeinsam engagiert in der ökumenischen Stiftung „Gottesbeziehung in Familien“, die 2001 in Tübingen gegründet wurde. Im Internet dazu: [www.stiftung-gottesbeziehung-in-familien.org](http://www.stiftung-gottesbeziehung-in-familien.org)
- <sup>7</sup> Gerald Hüther: Die Macht der inneren Bilder. Göttingen 2004

# „Sie hätte ich hier aber nicht erwartet“

## „Berufe der Kirche“, auf dem Berufsbildungsforum Rheinland

„Berufe live Rheinland“ fand erstmals am 17./18. 9. 04 in der Philipphalle in Düsseldorf statt. Nach dem die IHK Köln und auch Düsseldorf mehr als ein Jahrzehnt solche Berufsbildungsforen getrennt ausgerichtet hatten, übernahm die Messe Einstieg GmbH nun die gemeinsame Ausrichtung und Organisation. Im Gegensatz zur schon etablierten ABI Einstieg Messe für Abiturienten in Köln, ist diese Berufsinformationsveranstaltung für Schüler(innen) aller Schulformen (Hauptschule, Realschule und Gymnasium) und bereits ab Jahrgangstufe 8 ausgerichtet.

Fast 100 Aussteller, angefangen von regionalen Firmen und Handwerksbetrieben, über Fachhochschulen, sowie Universitäten und überregionale Verbände, informierten über Berufe und Ausbildungsmöglichkeiten, über Zugangsvoraussetzungen und Karrierechancen und gaben Orientierungshilfen zur Studien- und Ausbildungswahl.

Alle Erwartungen übertreffend zählte die Messengesellschaft mehr als 20 000 Besucher(innen).

Allein am Freitag durchfluteten 14 000 – häufig allerdings wenig motivierte und interessierte Besucher – die Messehalle und absolvierten ein, wenn auch gut gemeintes Pflichtprogramm.

Ab Freitagmittag, als der Massenbetrieb nachließ, und vor allem dann am Samstag, kam es zu vielen sehr guten Gesprächen mit den jungen Leuten, mit Eltern und Lehrern.

„Sie hätte ich hier aber nicht erwartet“, war dann die Reaktion eines 16-Jährigen, der sich dann ausgiebig mit Pater Alois, Referent unserer Kölner Diözesanstelle „Berufe der Kirche“ über den Weg zum Priesterberuf unterhielt.

„Was machen Sie, von der Kirche, auf so einer Ausbildungsmesse?“ war eine gelegentlich gestellte Frage. Wenn das Gespräch dann aber auf das Altenheim in der Nachbarschaft, das Krankenhaus oder gar die katholische Schule kam, wurde manchem bewusst, dass die Kirchen große Arbeitgeber sind und daher auch Ausbildungen anbieten.

Uns vom Team der Diözesanstelle wurde deutlich, dass selbst Schüler katholischer Schulen oft sehr wenig über Berufe der Kirche informiert sind.

Häufig waren unsere Gespräche wirkliche „Erstgespräche“ in Sachen berufliche Neigungen, Wünsche und Träume und den dazu gehörenden, oft völlig unrealistischen Vorstellungen von Traumberufen und den dazu notwendigen, aber real unerreichbaren Schulabschlüssen. Und wir erlebten selbst noch Schüler aus Abiturjahrgängen mit völliger Ahnungs- und Ideenlosigkeit, was eine Berufswahl betrifft. Die riesige Auswahl an Berufsbildern, die sich von Jahr zu Jahr erweitert, und die doch sehr unreflektierten eigenen Fähigkeiten, Begabungen und Leistungen scheinen die Entscheidung für eine Ausbildung, ein Studium oder ein vorbereitendes Praktikum, immer schwerer zu machen.

Es gab auch einige Jugendliche, die sehr konkrete Anfragen über die von uns vorgestellten Berufe – Priester, Pastoral- und Gemeindereferenten, Kirchenmusiker, Jugendreferenten und Religionslehrer – hatten. Sie steuerten ganz gezielt unseren Stand an, wir konnten ihnen Informationen und manchen Tipp geben.

Andere ließen sich ausführlich über die große Bandbreite der sozial-caritativen und erzieherischen Berufe informieren und wir spürten, dass für manche in diesen Gesprächen die Idee für einen solchen Beruf wach wurde.

Überproportional häufig wurden wir zu missionarischen und freiwilligen sozialen Einsätzen im Ausland befragt. Auf unsere Rückfragen nach dem Grund für das Interesse, wurden die Sehnsucht nach praktischem, helfendem Einsatz nach der langen Schulzeit und die Abenteuerlust der Jugendlichen deutlich.

Viele engagierte katholische Jugendliche, die wir auf Messdienertagen oder Kernteamtreffen, bei Angeboten unserer Stelle oder in ihren Schulen kennen gelernt hatten, freuten sich, uns in diesem Umfeld anzutreffen und mit uns über Beruf und Berufung, über ihre Gemeinde und den Weltjugendtag, eben über Gott und die Welt plaudern zu können.

Erschreckend für uns war die große Anzahl sehr deprimierter, weil perspektivloser junger Leute, die ihre meist schlechte schulische Situation ausgesprochen realistisch einschätzten und sich eher resigniert als interessiert bei uns niederließen. Ein hoher Prozentsatz dieser Gruppe waren Mädchen aus muslimischen, osteuropäischen oder sozial stark benachteiligten Familien. Die meisten überraschte es, dass wir uns um jede(n) Einzelne(n) bemühten, versuchten ihre Stärken, Neigungen und Fähigkeiten heraus zu bekommen und nach Perspektiven zu suchen, die real erreichbar wären. Die Gewissheit, dass jeder Mensch Begabungen und Talente hat, die er/sie nutzen und wecken kann, und auch dass man vieles noch selbst in der Hand hat (Nachhilfeunterricht, Deutschkurse, Integration) und ändern kann, war für manche dieser Besucher völlig neu. „Sie sind die Erste, die mir etwas zutraut!“ bedankte sich eines der Mädchen für das lange Gespräch.

Je intensiver wir mit Einzelnen im Gespräch über Beruf und Berufungen waren, desto mehr stille Zuhörer scharten sich um unseren Stand um etwas zu erhaschen von dem, was sie sich zu fragen noch nicht trauten.

Einen von mehr als 50 angebotenen Workshops gestaltete Pfarrer Brocke, der Leiter unserer Stelle, zum Thema „Nicht Karriere sondern Sinn“ zum beruflichen Engagement in der katholischen Kirche. Dieser Titel

allein erwies sich in der Reihe der Ankündigungen, wo es eben meist um die „garantiert planbare Karriere“ oder um das „große Sprungbrett in die Zukunft“ ging, als die etwas andere Idee vom Leben und einer Zukunft für mich.

Als der stärkste Messebetrieb nachließ, wurde es auch möglich, mit den Mitarbeitern anderer Firmen und Stände ins Gespräch zu kommen, Erfahrungen auszutauschen und Erkenntnisse zu vergleichen. Nach ebenfalls anfänglichem Staunen, was denn Priester und Ordensleute auf so einer Veranstaltung wohl anbieten könnten, überwog dann aber auch das gemeinsame Interesse daran, jungen Leuten auf ihrem Weg ins Berufsleben behilflich zu sein.

Fazit unseres Engagements auf der „Berufelive Rheinland“

- Es ist wichtig, dass Kirche erkennbar dort anzutreffen ist, wo junge Leute sind und wo Themen bearbeitet werden, die für sie jetzt dran sind.
- Anfragbare, humorvolle und ernsthaft um jeden Einzelnen bemühte Mitarbeiter(innen), zeigen auch Kirchenfernern deutlich, dass sich Kirche im Auftrag Jesu Christi, um das Heil jedes Menschen kümmert.
- Wir füllen eine große Informationslücke, zum einen über eine große Anzahl attraktiver und bleibend notwendiger Berufe und zum anderen auch über das Engagement der Kirche für Ausbildung und Beruf und ihre soziale und seelsorgliche Verantwortung.
- Es gibt einen großen Bedarf, Jugendliche bei der Frage ihrer Berufswahl, die letztlich auch ein wichtiger Teil ihrer Lebensplanung ist, zu begleiten.

Wir werden weiterhin bei solchen Berufsbildungsforen mit dabei sein. Es lohnt sich sicherlich auch im eigenen pastoralen Feld nach Möglichkeiten zu suchen, Jugendliche bei ihren Berufsfragen, die wichtige Fragen nach Fähigkeiten und Werten einschließen, zu begleiten.

# Die Offenbarungs- konstitution ...

## ...des Zweiten Vatikanischen Konzils darf nicht in Vergessenheit geraten

In diesem Jahr sind 40 Jahre vergangen, seitdem das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) zum Abschluss kam. Für jüngere Menschen ist das Konzil Geschichte; sie haben weder die Atmosphäre des Konzilsgeschehens noch das Bangen um gute Ergebnisse miterlebt. Für die ältere Generation, die damals die Vorgänge in Rom mit hohen Erwartungen und wachem Herzen verfolgt hat, ist das Konzil in lebhafter Erinnerung geblieben, wahrscheinlich sogar als das wichtigste Ereignis unserer Kirche im ganzen 20. Jahrhundert. Das Zweite Vaticanum wird völlig zu Recht als Jahrhundertereignis bezeichnet, weil seine Absichten und Impulse, seine Konstitutionen, Dekrete und Erklärungen richtungsweisend geworden sind für viele Jahrzehnte, auch noch weit über unsere Zeit hinaus.

Ganz sicher hat die Dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung „*Dei Verbum*“ (DV), die am 18. November 1965 verabschiedet wurde, eine zukunftssträchtige Bedeutung, ist diese Konstitution doch, was vielfach übersehen wird, die theologische Grundlage für die noch wichtigere Kirchenkonstitution „*Lumen Gentium*“ (LG) geworden. Die Offenbarungskonstitution ist deshalb Basis und Fundament, weil sich die Kirche in ihr neu darauf besinnt, dass sie aus dem Wort Gottes lebt. Joseph Ratzinger schrieb damals: Durch *Dei Verbum* ist die Kirche selbst „in die Situation des Hörens“ verwiesen. Damit ist das Ganze des konziliaren Redens überschritten worden „auf dieses Hören hin, in das hinein sich die Kirche transzendiert, die nicht für sich selbst da ist,

sondern allein, um zu dem hinzuführen, dem alle Ehre gebührt: Gott dem Herrn“<sup>1</sup>.

## I. Inhalt der Offenbarungskonstitution

Rufen wir uns die wichtigsten Aussagen der Konstitution ins Gedächtnis und setzen sie ggf. von früheren Positionen ab.

- (1) Der Begriff *Offenbarung* steht nicht nur ganz im Mittelpunkt, er wird auch neu verstanden im Sinne einer Selbstmitteilung Gottes an die Menschen. In seiner Zuwendung „redet der unsichtbare Gott aus überströmender Liebe die Menschen an wie Freunde und verkehrt mit ihnen, um sie in seine Gemeinschaft einzuladen und aufzunehmen“ (DV 2). Der Vorgang der Offenbarung basiert auf einem dialogischen Verhältnis zwischen Gott und Mensch; Gott hat sich im Menschen ein personales Gegenüber geschaffen und tritt mit ihm in eine enge Beziehung, und zwar im Leben des Einzelnen wie in der Menschheitsgeschichte, die deshalb als Heilsgeschichte bezeichnet wird: Gott lässt die Menschen in seiner Liebe und Treue teilhaben an seiner Lebenswirklichkeit (vgl. DV 6). Das ist ein vertieftes Offenbarungsverständnis gegenüber dem Ersten Vaticanum (1869/70). Dort wurde die Hinwendung Gottes schwerpunktmäßig als die Übermittlung der „ewigen Ratschlüsse des göttlichen Willens“ verstanden und als gottgewollte Teilhabe des Menschen „an den göttlichen Gütern“ (DH 3004f). Das war ein sachbezogenes, das Informationsbedürfnis des gläubigen Menschen befriedigendes Verständnis von Offenbarung. Die Charakterisierung des Verhältnisses Gottes zum Menschen blieb recht unpersönlich.
- (2) Wenn aber Gott dem Menschen die Zusage seiner Treue gibt, mehr noch: ihn in den Offenbarungsvorgang selbst hinein nimmt, dann ist es nur folgerichtig, dass der den Menschen liebende Gott als Antwort vom Menschen Glauben erwar-



tet. Im „Gehorsam des Glaubens...überantwortet sich der Mensch Gott als ganzer in Freiheit“ (DV 5). Dieser Glaube ist viel mehr als nur Zustimmung zu den ewigen Ratschlüssen Gottes; Glaube im Verständnis von DV ist ein ganzheitlicher Akt des Verstandes, des Willens und der Emotionalität des Menschen, wobei zu beachten ist, dass dieser Glaube „nicht vollzogen werden kann ohne die zuvorkommende und helfende Gnade Gottes und ohne den inneren Beistand des Heiligen Geistes“ (ebd.). Das bedeutet: Gott macht dem Menschen nicht nur das Angebot seiner Selbstmitteilung, er ermöglicht auch deren Annahme durch das Wirken seines Geistes.<sup>2</sup>

- (3) Höhepunkt der Selbstmitteilung Gottes ist die Menschwerdung seines Sohnes. Jesus Christus hat die Offenbarung durch sein Leben und Sterben, durch Auferstehung und Geistsendung vollendet und zum Abschluss gebracht (DV 7 u. 21). Diese Aussage ist selbstverständlich völlig unbestritten in allen christlichen Kirchen. Deshalb genügt hier auch dieser knappe, lapidare Hinweis.
- (4) Von Christus her muss jetzt über die unverfälschte Weitergabe der Offenbarung in Überlieferung und Schrift gehandelt werden. Das Verhältnis beider zueinander wird im 2. Kapitel von DV in neuer Sprache erklärt, nicht mehr in wörtlicher Wiederholung des Tridentinums bzw. des Ersten Vaticanums. Jesus Christus hat den Aposteln die Weitergabe aufgetragen, und diese haben durch ihre Predigt und durch Niederschriften der Botschaft diesen Auftrag erfüllt. Sie haben „Bischöfe als ihre Nachfolger zurückgelassen“ (DV 7) und ihnen „ihr eigenes Lehramt überliefert“ (Irenäus, Adv. Haer. III, 3,1). Die so entstandene „Heilige Überlieferung und die Heilige Schrift bilden den einen der Kirche überlassenen heiligen Schatz des Wortes Gottes“ (DV 10) „Demselben göttlichen Quell entspringend, fließen beide gewissermaßen in eins zusammen und streben demselben Ziel zu“ (DV 9). Was überliefert wur-

de, „umfasst alles, was dem Volk Gottes hilft, ein heiliges Leben zu führen und den Glauben zu mehren“. Die Kirche hat die Aufgabe, in Kult, Lehre und Leben weiterzuführen „alles, was sie selber ist, alles, was sie glaubt“ (DV 8)<sup>1</sup>.

- (5) Die Verhältnisbestimmung von Schrift und Tradition zueinander ruft die Erörterung der Aufgabe des kirchlichen Lehramtes auf den Plan. Dazu formuliert das Konzil den bemerkenswerten, häufig zitierten Satz: „Das Lehramt steht nicht über dem Wort Gottes, sondern dient ihm“ (DV 10). Damit ist die lange schon bekannte Überzeugung in Erinnerung gerufen, dass das Lehramt dem Wort Gottes gegenüber eine dienende Funktion hat.<sup>2</sup> Sie übt es dadurch aus, dass es auf das Wort Gottes „voll Ehrfurcht hört, es heilig bewahrt und treu auslegt“ (ebd.). Nimmt man die Feststellung hinzu, dass im „Verständnis der überlieferten Dinge und Worte“ ein Wachstum zu verzeichnen ist durch das vom Heiligen Geist erleuchtete „Nachsinnen und Studium der Gläubigen“ (DV 8), dass ferner die Kirchenkonstitution betont, dass „die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen haben ... im Glauben nicht irren kann“ (LG 12), so wird deutlich, dass DV und das Konzil in seiner Gesamtheit das kirchliche Lehramt eingebunden sieht in den Glauben der Gesamtkirche. Einem übersteigerten Autoritätsprinzip ist damit gewiss die Spitze genommen.
- (6) Die Offenbarungskonstitution befasst sich weiter mit der Inspiration der Heiligen Schrift. Hier bekräftigt DV, dass das „von Gott Geoffenbarte ... unter dem Anhauch des Hl. Geistes aufgezeichnet worden ist“ (DV 11). Folglich haben die heiligen Bücher „Gott zum Urheber“, gleichwohl sind auch menschliche Verfasser am Werk, die „durch den Gebrauch ihrer eigenen Fähigkeiten und Kräfte... all das und nur das“ (ebd.) niedergeschrieben haben, was nach Gottes Willen in den heiligen Büchern den Menschen mitgeteilt werden sollte. Be-

merkwürdig ist die Aussage im letzten Abschnitt des Artikels 11. Hier wird die eigentlich erwartete Feststellung der Irrtumslosigkeit der Schrift gleichsam ins Positive gewendet: Von den Büchern der Schrift ist „zu bekennen, dass sie sicher, getreu und ohne Irrtum die Wahrheit lehren, die Gott um unseres Heiles willen... aufgezeichnet haben wollte“ (ebd.).

- (7) Bezüglich der Methoden der Schriftauslegung hatte sich für die katholischen Bibelwissenschaftler seit der Enzyklika „*Divino afflante Spiritu*“ Papst Pius XII. (1943) eine kirchenamtlich neue Sicht angebahnt, die während des Konzils durch die „Instruktion über die geschichtliche Wahrheit der Evangelien“ (1964) bestätigt und verstärkt wurde. Das Konzil selbst erlaubt nun in DV 12 nicht nur die moderne Schriftauslegung, es gebietet sie sogar. Das gilt insbesondere für die historisch-kritische Methode. Gerade dieser deutliche Schritt der Öffnung wurde erst durch die Ablehnung des ersten Entwurfs und die grundlegende Neubearbeitung der Konstitution möglich, auf die ich unten näher zu sprechen komme. Zu beachten ist neben Artikel 12 auch Artikel 19 über die Geschichtlichkeit der Evangelien, wo ausführlich die Arbeit der Evangelisten als Redaktoren und Glaubensverkünder beschrieben wird – als indirekte Einladung an die Exegeten, bei ihrer Forschung den verschiedenen Aspekten der spezifischen Eigenart der Evangelien nachzugehen. Die neuen Prinzipien der Schriftauslegung waren von entscheidender Bedeutung für die bibelwissenschaftliche und exegetische Arbeit und befreiten die Bibelwissenschaftler von bisherigen Einschränkungen und immer drohenden Verboten.

Der Überblick über die wichtigsten Aussagen der Offenbarungskonstitution wäre unvollständig, wenn nicht eigens über die Bedeutung von DV für die ökumenische Theologie gehandelt würde. Zum Teil ergibt sich das schon aus dem bisher Dargelegten.

## II. Die ökumenische Perspektive: neue Sicht von Schrift und Tradition

Als Papst Johannes XXIII. am 25. Januar 1959 ein Ökumenisches Konzil ankündigte, herrschte vielfach in der Öffentlichkeit die hochgesteckte Erwartung, ein „ökumenisches“ Konzil werde die Spaltung der Christenheit möglicherweise beenden. Je näher der Eröffnungstermin, der 11. Oktober 1962, heranrückte, wurde allerdings von protestantischer Seite auch davor gewarnt, ein Konzil der Römisch-Katholischen Kirche könne gar kein anderes Ergebnis haben als die Spaltung noch zu vertiefen.

Papst Johannes hatte, um dieser Gefahr zu wehren, deutliche Zeichen gesetzt. Im Jahr 1960 gründete er das „Sekretariat für die Einheit der Christen“ unter Vorsitz des deutschen Kurienkardinals Augustin Bea SJ, und er beauftragte das Einheitssekretariat, sämtliche Konzilskommissionen in ökumenischen Fragen zu beraten. Daran erinnerte Bischof De Smedt, ein enger Mitarbeiter Kardinal Beas, in der Konzilsdebatte über den ersten Entwurf einer Offenbarungskonstitution mit dem Titel „*De fontibus Revelationis*“ – „Die Quellen der Offenbarung“, den der Leiter der Theologischen Kommission, Kardinal Alfredo Ottaviani, vorgelegt hatte. Die Theologische Kommission, so Bischof De Smedt, habe die angebotene Beratung durch das Einheitssekretariat abgelehnt. Das Schema, das sie nun vorlege, „bedeutet einen Rückschritt, ein Hindernis, einen Schaden. Die Veröffentlichung ... würde die Hoffnung vernichten, dass das Konzil zur Wiederannäherung unter den getrennten Brüdern führen könnte“<sup>3</sup>.

Die Lehrauffassung von den zwei Quellen der Offenbarung hatte sich in der nachtridentinischen Theologie, also seit Ende des 16. Jahrhunderts entwickelt – mit gravierenden Folgen für das katholische Traditionsverständnis. Deutlichstes Zeichen dafür sind die beiden Mariendogmen von 1854 und 1950. Ihre Begründungen verzichteten fast ganz auf Schriftbelege und berufen sich nahezu allein auf die Tradition.<sup>4</sup> Aber auch das Ordentliche Lehramt der Kirche, Teile der

wissenschaftlichen Theologie und die katechetische Unterweisung gingen von „den zwei Quellen der Offenbarung“ aus und erweckten durchgängig den Eindruck, es gebe neben der Heiligen Schrift noch eine zweite Erkenntnisquelle, eben die mündliche Überlieferung. Der Gegensatz dieser Position zum Sola-Scriptura-Prinzip der Reformatoren war offenkundig und galt bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als unüberbrückbar.

Das von Kardinal Ottaviani eingebrachte Schema wurde im Herbst 1962 vom Konzil mit großer Mehrheit abgelehnt und vom Papst ganz zurückgezogen. Johannes XXIII. beauftragte eine Gemischte Kommission unter dem Vorsitz der beiden Kardinäle Bea und Ottaviani mit der Ausarbeitung einer ganz neuen Vorlage. Aus dieser Arbeit ging nach hartem Ringen die heutige dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung „Dei Verbum“ hervor, die kurz vor Abschluss des Konzils mit überwältigender Mehrheit angenommen wurde.

Nach Geist und Buchstaben der Offenbarungskonstitution kann nun nicht mehr von „den zwei Quellen der Offenbarung“ gesprochen werden. Zwar hat das Zweite Vaticanum wie seine Vorgänger darauf verzichtet, zur schwierigen Frage nach der Suffizienz der Heiligen Schrift detailliert Stellung zu nehmen. Aber es sagt nicht nur, dass „die Heilige Überlieferung und die Heilige Schrift“ eng miteinander verbunden sind, sondern „demselben göttlichen Quell“ entspringen und „beide gewissermaßen in eins zusammenfließen“ (DV 9), wie oben (4) dargelegt wurde. Die Offenbarung hat also nicht zwei Quellen, sie ist vielmehr selbst die Quelle der göttlichen Selbstmitteilung. Das bedeutet, dass die Heilige Schrift „das einzige konkrete Gegenüber zum Lehramt“<sup>5</sup> ist und dass in Glaubensfragen die Schrift die Alleinständigkeit besitzt, wie sie schon Thomas von Aquin vertrat, wenn er feststellte: Was glaubensverbindlich ist, steht vollständig und ausdrücklich in der Schrift. Vergleicht man damit die o. a. Begründung des Dogmas von 1854, in der keine einzige Schriftstelle angeführt wird, ist das ein tief greifender Wandel bei der Gewichtung von Schriftaus-

sagen und der lehramtlichen Argumentationsweise. Er ist auf theologische Erkenntnisse zurückzuführen, die sich in DV niedergeschlagen haben. Dass diese Vorgänge von eminenter Bedeutung für das ökumenische Gespräch sind, bedarf keiner näheren Begründung.

Die Dominanz der Heiligen Schrift gegenüber einer wie auch immer gearteten mündlichen Überlieferung gilt selbstverständlich für jedwede lehramtliche Äußerung in Fragen des Glaubens und der Sitten. Der Grundsatz von DV 10 muss den Geist solcher Äußerungen noch stärker bestimmen als bisher.

Betrachtet man auf dem Hintergrund des hier Ausgeführten die Tatsache, dass in der Evangelischen Theologie – sozusagen umgekehrt – die Engführung des Sola-Scriptura-Prinzips aufgegeben ist und die kirchliche Überlieferung einschließlich der eigenen Tradition heute stärker beachtet wird, so kann man feststellen, dass durch die ökumenische Arbeit der letzten Jahrzehnte eine weitgehende Annäherung in der wichtigen Frage der theologischen Glaubensbegründung erfolgt ist.

### III. Ertrag

Welchen Ertrag hat die Offenbarungskonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils erbracht? Selbst dem aufmerksamen Leser erschließt er sich wahrscheinlich nicht schon auf den ersten Blick. Die Ursache dafür ist der Kompromisscharakter mancher Formulierungen und ganzer Textpassagen. Dieses Schicksal teilt DV mit sehr vielen Konzilsdokumenten. Auf den zweiten Blick aber ist sehr deutlich geworden, dass die wichtigsten Erträge folgende sind: Ein neuer Begriff von Offenbarung, der die personale Beziehung zwischen Gott und Mensch erstmals deutlich herausstellt; eine neue Bestimmung des Verhältnisses von Schrift, lebendiger Überlieferung und Lehramt, ein Fortschritt, der die ökumenische Arbeit der letzten Jahrzehnte erst ermöglichte. Schließlich die positive Bewertung der wissenschaftlichen Erkenntnisse

bezüglich der Heiligen Schrift und die Freigabe der moderneren Methoden zu ihrer Erforschung, unabdingbar notwendig für die konstruktive Arbeit der katholischen Bibelwissenschaftler und ihrer Kooperation untereinander. Dieses Konzilsdokument hat auch weiterhin zentrale Bedeutung für Theologie und Kirche in Gegenwart und Zukunft.

Hermann-Josef Lauter OFM

## Der Sühnetod Jesu Christi

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Joseph Ratzinger: Einleitung zur Dogmatischen Konstitution ü. d. göttliche Offenbarung, in: LThK Erg. II, 501.
- <sup>2</sup> Vgl. dazu K. Rahner: Der dreifaltige Gott als transzendenter Urgrund der Heilsgeschichte, in: MySal 2, 317–397, bes. 378–384.
- <sup>3</sup> Die ökumenische Relevanz der neuen Sicht von Schrift und Tradition wird unter II. zur Sprache kommen.
- <sup>4</sup> Martin Luther wäre in seinem Verhör vor Kard. Cajetan 1518 in Augsburg diese Position sehr zugute gekommen. Vgl. O. H. Pesch: Hinführung zu Luther. Mainz 1982, 108 f. Ders.: Das Zweite Vatikanische Konzil. Würzburg 1993, 271.
- <sup>5</sup> Zitat bei Joseph Ratzinger a.a.O. 500f.
- <sup>6</sup> Vgl. Bulle „Ineffabilis Deus“, 8. Dez. 1854, DH 2800–2804. Vgl. Apost. Konst. „Munificentissimus Deus“, 1. Nov. 1950, DH 3900–3904. O. H. Pesch: Das Zweite Vatikanische Konzil, 279.
- <sup>7</sup> O. H. Pesch: ebd. 280.

ERLÖSUNG, so hat die Christenheit 2000 Jahre lang geglaubt und verkündet, besteht negativ in der Befreiung von der Sünde und positiv im Geschenk der Gotteskindschaft, in der Teilhabe an der Gottessohnschaft Jesu Christi. Der Engel, der Josef im Traum erscheint, sagt ihm: „Du sollst ihm den Namen JESUS geben, denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen.“ (Mt 1,21) Das soll nach dem Zeugnis des Neuen Testaments und der ganzen christlichen Tradition letztlich am Kreuz geschehen sein. Hier hat Jesus, das „Lamm Gottes“, „die Sünde der Welt“ auf sich genommen und beseitigt. Paulus sagt das mit den Worten: „Ihn, der Sünde nicht kannte, hat Er für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm Gerechtigkeit Gottes würden.“ (2 Kor 5,21)

Eben das wird heute kaum noch verstanden und verkündet. Auch der theologische Rahmen, das Paradigma dieser Botschaft ist abhanden gekommen. Der amerikanische Theologe H. Richard Niebuhr hat das einmal so umschrieben: „Die heutigen Christen des Westens dürften zu der Entdeckung gelangt sein, dass sie einen Gott verkünden, dem jeder Zorn fremd ist und der durch einen Christus ohne Kreuz Menschen ohne Sünde in ein Reich ohne Gericht führt.“

Wenn der Inhalt nicht mehr geglaubt wird, verlieren die Worte ihren Sinn. Sie werden dann wie Münzen, mit denen man noch klimpern, aber nicht mehr zahlen kann. Ein Pfarrer sagte mir einmal, er habe genau das Gefühl, wenn er in der Liturgie und Verkündigung das traditionelle Vokabular gebraucht: Als ich unlängst einer christlichen Wochenzeitung einen Artikel über den Sühnetod Christi anbot, bekam ich den ablehnenden Bescheid, diese ganze Sühne-

Theologie sei „magisch“ und müsse im Zuge der Evolution durch andere Sichtweisen ergänzt werden.

In der zünftigen Theologie wird diese Kritik weitgehend geteilt, und so bemüht man sich um Neuinterpretationen, von denen hier einige genannt werden sollen:

1. *Solidaritätstheologie*

Jesus leidet bis zum Tod am Kreuz mit den Armen und Leidenden, aber nicht zur Vergebung der Sünden (E. Schillebeeckx u. v. a.).

2. *Zeichentheorie*

H. Kessler: Das Kreuz ist ein „definitives Zeichen“ der Erlösung, aber nicht deren Ursache, wie noch das Konzil von Trient gelehrt hatte („causa meritoria“). Ähnlich K. Rahner: Das Kreuz ist nicht Verdienstursache, sondern „quasisakramentale Zeichenursache“.

3. *Sündenbocktheorie*

R. Girard und R. Schwager: Jesus wird von rivalisierenden Menschen zum Sündenbock gemacht. Er vergilt nicht Böses mit Bösem und entwapfnet so seine Feinde und die sich bekämpfenden, vom Neid bewegten Menschen. Eine rein psychologische Wirkung.

4. *Begrenzte Stellvertretung*

D. Sölle: Der vor Gott unmündige Mensch identifiziert sich mit seinem Stellvertreter Jesus (ähnlich wie das Kind mit dem Vormund und Erzieher), bis er selbst vor Gott für sich eintreten kann.

5. *Therapeutische Bedeutung*

E. Drewermann: Erlösung ist Befreiung von der Angst. Einzig bezogen darauf ist Jesus der „Heiland“. Gegen Jesus als Therapeut richten sich im Prozess der „Übertragung“ alle Aggressionen von Angst, Zerstörung und Rache. Sie können an ihm abreagiert werden (Eucharistie ist ritualisierter Gottesmord).

Es ist hier nicht der Platz, um sich mit den einzelnen Versuchen einer Neuinterpretation des Kreuzestodes Jesu auseinanderzusetzen. Entscheidend ist die fundamentale hermeneutische Frage: Haben wir es beim Kreuzestod Jesu nur mit einem im Neuen Testament berichteten Faktum zu tun, so dass wir des-

sen Sinn selbst herausfinden und artikulieren müssten? Dann wären die Deutungen, die im Neuen Testament versucht werden unverbindlich und könnten jederzeit durch andere, bessere, zeitgemäße Interpretationen ersetzt werden. Oder sind die Erklärungen des Neuen Testaments Offenbarungswahrheiten, die für alle Zeiten verbindlich sind? Letzteres setzt das Lehramt der Kirche in allen diesbezüglichen Äußerungen voraus. Nicht zuletzt ist hier der Grundsatz zu beachten: „Lex orandi – lex credendi“.

Wir stehen hier an einer Wegscheide von größter Tragweite. Das Neue Testament bezeugt in fast allen Schriften die Bedeutung des Kreuzestodes Christi als Sühnopfer zur Vergebung der Sünden. Es sind vor allem die Exegeten, die an der Sühnetheologie festhalten. Gerd Häfner spricht für viele, wenn er in seiner Untersuchung zu dem Ergebnis kommt: „Die Deutung des Todes Jesu als stellvertretende Sühne ist grundlegend für das neutestamentliche Zeugnis. Sie zeigt sich in unterschiedlichen Formulierungen in einer großen Breite von Schriften und selbst dort, wo die Sühne nicht positiv als Deutekategorie entfaltet wird. Dieser Befund lässt sich nur erklären, wenn die Botschaft am Ursprung christlicher Verkündigung steht und in dieser Qualität tradiert wurde... Die fundamentale Bedeutung der Rede von der stellvertretenden Sühne gilt unbeschadet der Vielfalt, die sich im Neuen Testament beim deutenden Zugriff auf den Tod Jesu zeigt.“<sup>41</sup>

Ein entschiedener Vertreter der neutestamentlichen Sühne-Theologie war auch der verstorbene Bonner Neutestamentler Helmut Merklein. Er warnt vor einer Verdrängung der Sühnetheologie und einer Verharmlosung der Erlösung: „Es gilt wieder zu lernen, dass Heil und Gericht untrennbar zusammengehören. Der Sünder kommt nicht zum Heil außer durch das Gericht hindurch!“<sup>42</sup> Gericht und Gnade sind in der ganzen Heilsgeschichte die Dimensionen des Heilswirkens Gottes. In deren Schnittpunkt steht das Kreuz. Die Hoffnung auf die Errettung aller Menschen gründet allein in der Stellvertretung der Sünder im Sühnopfer Christi. Das steht im Zentrum des Erlösungsgeheimnis-

ses. Das Thema des heilsamen Todes Jesu gehört zu den *kephálaia* neutestamentlicher Exegese und Theologie. Ich möchte es noch zuspitzen: Der sachliche Kern des heilsamen Sterbens Jesu ist der Sühnegedanken... Gerade weil der aufgeklärte Mensch sich damit schwer tut, dürfen wir Theologen dem Trend der rationalistischen Entmythologisierung nicht nachgeben.<sup>3</sup>

Hier wäre auch auf die unzähligen Zeugnisse der Heiligen und Mystiker hinzuweisen, die in der wissenschaftlichen Theologie immer noch zuwenig beachtet werden. Sie beteten nicht nur wie der hl. Franziskus den Lobpreis Christi: „...weil du durch dein heiliges Kreuz die Welt erlöst hast“, sondern wussten sich berufen zur Teilnahme am sühnenden Leiden Christi. Hier sei besonders Edith Stein erwähnt (ich musste leider erleben, wie eine bekannte Karmelitin in einem Vortrag über diese Heilige deren Auffassung von praktizierter Sühne als theologisch überholt abtat<sup>4</sup>).

Ein entschiedener Verteidiger der Theologie und Spiritualität der Sühne war Hans Urs von Balthasar. Sie bildet den Kern seiner „Theodramatik“. Dass Balthasar ebenso entschieden für eine „Entgrenzung der Hoffnung“ auf die Rettung aller Menschen eintrat, setzt die Gewichtung der Sühne Christi voraus.

Das Sühnopfer Christi ist ein Glaubensgeheimnis, das sich als solches nicht erschöpfend definieren lässt. Man kann sich seinem Sinn annähern, ausgehend von „Sühne“, „Sühnopfer“ im Alten Testament, wobei vor allem die stellvertretende Sühne des Gottesknechtes (Jes 53) von wegweisender Bedeutung ist.

Schließen möchte ich mit einem Wort von Kardinal Joseph Ratzinger aus einem Brief vom 22. Mai 1995: „Die Realität ‚Sühne‘ steht so zentral im Neuen Testament und im liturgischen und spirituellen Leben der Kirche, dass die Leugnung dieser Realität bzw. eine ihr gleichkommende Uminterpretation ihren Lebensnerv treffen muss. Der Versuch, zu einer völligen Rationalisierung des Geheimnisses zu kommen, muss scheitern. Aber ein inneres Verstehen dessen, was im

Sakrament vom Paschamysterium Christi her geschieht, wird aus einem vertieften gläubigen Leben heraus möglich sein und uns helfen, die Größe des Erlösungsgeheimnisses neu zu verstehen.“

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> G. Häfner: Nach dem Tod Jesu fragen. Brennpunkte der Diskussion aus neutestamentlicher Sicht. In: G. Häfner / H. Schmid (Hg.): Wie heute vom Tod Jesu sprechen. Freiburg 2002, 184.

<sup>2</sup> H. Merklein: Studien zu Jesus und Paulus II, Tübingen 1998, Vorwort VIII.

<sup>3</sup> AaO. VII.

<sup>4</sup> In der vor kurzem erschienenen Katholischen Glaubensfibel, die von 76 Theologen und Theologinnen verfasst worden ist, wird nur an einer Stelle in einem Nebensatz erwähnt, dass die Anhänger Jesu sein Todesgeschick später als stellvertretendes Sühneleiden gedeutet haben (104). Thematisiert wird das in dem Buch nirgendwo.

---

# Leserbrief

---

## **Zu Petro Müller: Weil Kirche vor Ort bleiben muss. (Heft 1/2005, 3 und zu den Reaktionen in Heft 2/2005, 61).**

Ist es in unserer Kirche nicht mehr möglich, über ein ernst zu nehmendes Problem zu reden oder zu schreiben, ohne dass sofort ein Pragmatiker diese Überlegungen für absurd erklärt mit Hinweis auf den Priestermangel? Die Kritik von Pater Lauter hat mich sehr überrascht.

Es ist eine nicht weg zu diskutierende Tatsache, dass der Mangel an Seelsorgern uns zu großräumigen Pastoralplanungen zwingt. Auch ist es klug, in städtischen Bereichen, in denen die Kirchen oft nahe beieinander liegen, mehrere Pfarren zu einer einzigen zusammen zu fassen. Anders ist es im ländlichen Raum. Ich lebe in einer Pfarrgemeinde, die mit zwei anderen zu einem Pfarrverband gehört. Aber beide anderen Orte sind je 9 Kilometer entfernt. Da kann ein Pfarrverband als Verwaltungseinheit akzeptiert werden; aber Kirche erleben kann der einzelne Christ nur an dem Ort, an dem er mit Menschen, zu denen er Beziehung hat, Gottesdienst feiert, wo seine Kinder getauft, zur Erstkommunion geführt und gefirmt wurden, wo er selbst seine Ehejubiläen gefeiert hat, wo seine Toten beerdigt sind und er auch einmal begraben werden möchte. Das emotionale Element, die Erfahrung von gelebtem Glauben, darf bei aller Notwendigkeit großräumiger Organisation der Seelsorge nicht übersehen werden.

Dazu muss nicht ein Pfarrer am Ort wohnen (das geht heute oft nicht mehr), aber die „Kirche muss im Dorf bleiben“ als Erlebnisgemeinschaft des Glaubens. Das meinte wohl Petro Müller, als er seine grundsätzlichen Darlegungen in einem praxisnahen Satz sozusagen zusammenfasste: „Die Kirche muss bei den Menschen sein“. In vielen Ge-

meinden gibt es eine Anzahl von Christen, die durch viele ehrenamtliche Dienste das pfarrliche Geschehen lebendig halten. Sie brauchen nur jemanden, der sie immer wieder ermutigt und spirituell begleitet. Das kann ein Ruhestandspriester tun (ich betrachte das an meinem Wohnort als eine mir noch verbleibende wichtige Aufgabe) oder jede andere Pastorkraft. Ich weiß aus Erfahrung: Es gibt auch Christen im Laienstand, die so etwas können. Wir müssen sie nur entdecken und ermutigen.

Dringend warnen möchte ich vor einer „Pfarrverbands-Ideologie“. Es ist pastoral völlig kontraproduktiv, wenn in einem weiträumigen Pfarrverband aus vier Gemeinden am Gründonnerstag nur eine einzige Messfeier stattfindet und dabei 4 Konzelebranten den Altar umstehen (2 aktive Pfarrer und 2 noch rüstige Ruhestandspriester), die alle an ihrem Wohnort zelebrieren könnten, wenn der Moderator aus falsch verstandener Einheit des Pfarrverbandes das nicht verboten hätte. Durch solche Einschränkungen nimmt man Menschen die Heimat ihres Glaubens. So produzieren wir selbst religiöse Gleichgültigkeit und Abständigkeit.

*Msgr. Hans Hausdörfer, Pfr. i. R.,  
51515 Kürten-Bechen*

# Literaturdienst

**Johannes Maria Steinke: Wie beten geht. Verlag Herder, Freiburg 2004. 144 S.; 9,90 EUR.**

Der Verfasser schreibt im Vorwort über dieses sein Buch, dass es kein Buch *über* das Gebet sei, sondern eine *Einladung zum Beten*. Beten lernt man nur dadurch, dass man es ausprobiert – anhand von Hilfestellungen und Anregungen, wie sie dieses Buch geben will. Man wird dann entdecken, dass Beten nicht nur gelassener macht, bei der Bewältigung des Alltags hilft oder beim Verarbeiten von Trauer, sondern viel mehr ist: Aufnahme einer Beziehung, Begegnung.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil werden die Grundschritte des Betens vorgestellt: Unterbrechen, Stille, Danken, Bitten, Amen. Dabei werden in jedem Kurzkapitel unter „konkret“ praktische Anregungen zum Üben gegeben – jeweils mit entsprechenden Bibelworten.

Im zweiten Teil werden einige Gebetsweisen beschrieben: Tagesrückblick, Beten in Zeitnot (m. E. sehr gelungen!), Beten mit dem Atem, Schriftbetrachtung, Wüstentag. Auch hier finden sich nach der Beschreibung wieder unter „Gebet konkret“ einige prägnante Hinweise, wie die jeweilige Gebetsweise geübt werden kann.

„Tipps zum Beten“, die für alle der vorgestellten Gebetsformen gelten, ergänzen die Ausführungen: etwa Hinweise für den Beginn des Gebets, der Umgang mit Abschweifungen und mit der Trockenheit, der Rückblick auf das Gebet evtl. mit einem Gebetstagebuch.

Im dritten Teil schließlich sind Gebetstexte – Grundgebete, Gebete und Gedanken, einige Psalmen – zu finden, schließlich Lesetipps und Internet-Adressen, z. B. der Bibelwerke (Losungen, Bibellesungen des Tages), Tägliche Gebetsimpulse der Jesuiten, Exerzitienangebote u. a.

Der Verfasser gehört dem Jesuitenorden an, und so stammen die Gebetsweisen aus der Spiritualität der Jesuiten, einer praxisnahen und erfahrungsbezogenen Spiritualität, die helfen will, Gott in allen Dingen zu suchen und zu finden.

Das Buch ist in einer lebendigen, zum Beten einladenden Sprache geschrieben und gibt in sei-

ner Kürze und Klarheit eine m. E. gelungene Hinführung zu verschiedenen Gebetsformen. Es ist aus der Begegnung mit vielen jungen Menschen entstanden, schreibt Verf. im Nachwort. Aber es wird für fragende und Gebetshilfen suchende Menschen aus allen Altersschichten ein guter Begleiter sein können.

Über die äußere Gestaltung des Buches kann man geteilter Meinung sein. Die Bilder sind m. E. „auf Jugend gemacht“, und die Zuordnung zum Text ist manchmal kaum einsehbar. Sehr viele Leerseiten, die teilweise nur mit wenigen Zeilen bedruckten Seiten, das teure Papier mit farbigem Eindruck machen das Buch umfänglich – und teuer. Ich hätte mir den guten Text in einer Kleinschrift gewünscht, die man dann auch in vielen Exemplaren verschenken könnte. *Norbert Friebe*



**Baldur Hermans / Horst Großjung (Mitarb.): Ein Essener Martyrologium der Jahre 1940 bis 1945 (= Berichte & Beiträge 42 des Dezernats für gesellschaftliche und weltkirchliche Aufgaben des Bischöflichen Generalvikariats Essen mit einem Geleitwort von Weihbischof Grave). Essen 2004. 163 S.; 5,00 EUR.**

Das Gedächtnis der Märtyrer durch eher lokal bezogene Publikationen zu fördern, ist eine lobenswerte Initiative. Auch das kleine *Essener Martyrologium* fußt auf dem deutschen Standardwerk *Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts* (Hg. Helmut Moll im Auftrag der deutschen Bischofskonferenz), das schon seit 2001 in dritter Auflage vorliegt.

Umso bedauernswerter ist es, dass die Redakteure, Horst Großjung und Baldur Hermans, offensichtlich wenig gründlich gearbeitet haben. Die Auswahl der Biogramme unterliegt einer gewissen Willkür: es fehlen Glaubenszeugen, die zum heutigen Bistum Essen gehören wie z. B. der 1999 seliggesprochene Kapuzinerpater Anizet (Adalbert) Koplín, der seit 1903 seine Spezialisierung für die Polenseelsorge im Ruhrgebiet begann (Zeugen für Christus, Bd. II, 798) und Pfarrer Franz Boehm, Kaplan in Oberhausen (ebd., Bd. I, 271–274). Andererseits werden Personen aufgenommen, die eindeutig nicht zum Bistum Essen gehören wie der Paderborner Fritz Rosenbaum, oder nicht die Kriterien des Martyriums erfüllen wie etwa Anton Velsler (75). Irreführend ist, dass Missionsglaubenszeugen zu den „Gewaltopfern der NS-Zeit“ gezählt werden wie z. B. Pater Theodor Buttenbruch (25) oder Schwester Theodoriana Hallenbach (33). Auch der selbst gesetzte zeitliche Rahmen stimmt nicht, da Adalbert Probst z. B. 1934 umgebracht wurde. Schwester „Teresia Benedicta a Cruce“ ist (noch) keine Kirchenlehrerin (92).

Theologisch nicht ganz korrekt ist sogar ein Hinweis im *Geleitwort*, in dem es heißt, dass die



Seligen und Heiligen, die in diesem Martyrologium genannt werden, in den Bereich „unserer besonderen Verehrung“ gehörten. Denn nach kirchlichem Recht dürfen „Selige“ nur in festgelegten Bistümern und Ordensgemeinschaften liturgisch verehrt werden.

Die lobenswerte Initiative bedarf einer gründlichen Überarbeitung. Dann wäre es redlich, auch im Einzelnen die Übernahmen aus dem Hauptwerk *Zeugen für Christus* genauer zu belegen.

*Barbara Schellenberger*

Bezugsquelle:

Bischöfliches Generalvikariat Essen,  
Frau Unterbäumer, Tel.: 02 01/22 04-260

**Reinhold Malcherek: Liturgiewissenschaft im 19. Jahrhundert. Valentin Thalhofer (1825–1891) und sein „Handbuch der katholischen Liturgik“ (Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen 86). Aschendorff Verlag, Münster 2001. 227 S., kart.; 37,90 EUR.**

Auch wenn erst durch die Liturgiekonstitution des 11. Vatikanischen Konzils die Wissenschaftsdisziplin Liturgiewissenschaft „in den Seminarien und den Studienhäusern der Orden zu den notwendigen und wichtigeren [„necessarias et potiores“] Fächern und an den Theologischen Fakultäten zu den Hauptfächern [„disciplinas principales“]“ (SC 16) gehört, ein Ergebnis der wiedergewonnenen umfassenden theologischen Bedeutung des Gottesdienstes im Leben der Kirche, hat es selbstverständlich lange zuvor wissenschaftliche Bemühungen um die Liturgie gegeben. Dabei spiegelte sich der jeweilige Zugang zum Gottesdienst in der Zuordnung zu den verschiedenen Fächern der Theologie wie Kirchengeschichte, Kirchenrecht oder Pastoraltheologie. Aufgrund der bisher geleisteten Forschung in der Wissenschaftsgeschichte der Theologie wird sichtbar, dass die Liturgik in den vergangenen Jahrhunderten nicht auf eine bloße Rubrizistik und Zelebrationskunde reduziert werden kann. Vor allem im 19. Jahrhundert haben sich Theologen wie Franz Xaver Schmid, Johann Baptist Lüft und Jakob Fluck höchst eigenständig der wissenschaftlichen Betrachtung des Gottesdienstes genähert und bereits stark beachtete und erfolgreiche Handbücher der Liturgik verfasst.

Für die Geschichte der Liturgik im 19. Jahrhundert sollte aber Valentin Thalhofer eine herausragende Bedeutung erlangen. Zunächst in Dillingen, von 1863–1876 als Pastoraltheologe an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität in München und Regens am dortigen Herzoglichen Priesterseminar Georgianum und seit 1877 als Domdekan und Lyzealprofessor

in Eichstätt, verfasste er das mit seinem Namen, später mit dem Namen seines Nachfolgers Ludwig Eisenhofer verbundene Handbuch der Liturgik, das seit seinem ersten Erscheinen 1883 eine Vielzahl von Auflagen erfuhr. Mit Person und Werk setzt sich das hier anzuzeigende Buch, die Bamberger Dissertation des Kölner Diözesanpriesters Reinhold Malcherek, auseinander.

Nach einem einleitenden Teil stellt der Verfasser zunächst biographisch Valentin Thalhofer vor und erläutert sein literarisch-wissenschaftliches Werk. Dabei kommt sowohl seine Persönlichkeit wie sein wissenschaftliches Engagement zum Vorschein, verschwiegen werden aber auch die Spannungen nicht, in denen Thalhofer in bewegter Zeit (1. Vatikanum) als Theologe und Priester stand.

Ausführlich widmet sich Malcherek dann der Konzeption von Liturgiewissenschaft, wie er sie in Thalhofers Handbuch eruieren kann. Dabei ist es bemerkenswert, dass hier durchaus unterschiedliche Ansätze in der wissenschaftlichen Reflexion der Liturgie zu entdecken sind. Thalhofer nähert sich sowohl anthropologisch-religionswissenschaftlich und historisch sowie theologisch und liturgiepraktisch seinem „Gegenstand“. Diese „moderne“ Differenzierung macht auf die vielschichtigen Dimensionen des gottesdienstlichen Feierns aufmerksam, die offenbar schon im 19. Jahrhundert wahrgenommen wurden und zum Erfolg seines Buches beitrug. Zu Recht kann Malcherek deshalb die aktuelle Relevanz Thalhofers Liturgik für die heute in der Liturgiewissenschaft virulente Frage nach den methodischen Ansätzen hervorheben, wenn er betont, dass die hier erkennbare Konzeption, die Theorie und Praxis verbindet, wegweisend für die wissenschaftstheoretische Diskussion ist (178). Abgeschlossen wird das Buch mit einem Anhang, der das Inhaltsverzeichnis von Thalhofers Handbuch bietet sowie eine Bibliographie des Wissenschaftlers und ein Personen-, Orts- und Sachregister.

Malchereks Dissertation stellt damit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Liturgiewissenschaft im 19. Jahrhundert dar und füllt eine bislang bestehende Lücke in der biographischen Erschließung dieses bedeutenden Liturikers.

*Jürgen Bärsch*

# Unter uns

## Glauben heißt reden ...

„Das sollen wir uns deutlich klar machen:  
Evangelisieren heißt nicht bekehren.  
Den Glauben verkünden  
heißt nicht den Glauben mitteilen.  
Wir sind verantwortlich dafür,  
ob wir reden oder schweigen,  
wir sind nicht verantwortlich für die  
Wirksamkeit unserer Worte.

Gott ist es,  
der den Glauben schenkt..  
Evangelisieren heißt reden,  
um die gute Botschaft zu künden,  
heißt jemanden anreden, um ihm eine  
frohe Botschaft zu künden...“

*Madeleine Delbr el*

in: Wir Nachbarn der Kommunisten  
Einsiedeln 1975, 201-213, bes. 211

